Der Stand der Natur.

Laudabor ab his, culpabor ab illis.

1775.

Vorerinnerungen.

Kleine Schriften haben mit großen ein gleiches Schicksal. Beide werden niemals in dem Sinn gelesen, in welchem der Verfasser schrieb, denn das ist unmöglich. Sie werden gebilligt

und verworfen, weil es gleichfalls unmöglich ist, daß alle Leser mit dem Verfasser einstimmig denken könnten. Daher wird öffentliches Lob und Tadel einen Schriftsteller nicht kümmern, der die Welt kennt. Er weiß ja vorher, daß hier einige sagen werden: Der Mann hat Recht; daß dort viele rufen werden: Er ist ein Fälscher und Lügner!

Ich will keine Wahrheiten lehren. Ich schreibe nur, was ich denke. Es wird mich deshalb zum Lachen bewegen, wenn man mich auf Wahrheiten verweisen wollte.

Vielleicht war ich bey Betrachtung der dritten Meynung vom Stande

der

der Natur zu weitläuftig. Ich war aber gewiß für diejenigen noch zu kurz, welche sich in hohe Ideen von der gesitteten Menschheit verlieren, und sie mit Lobpreisungen in die Wolken heben, indeß sie ihre große Gebrechen vergessen.

Will man einiges nicht gern gesagt wissen, was ich sage: so solls mir desto angenehmer seyn, solches geschrieben zu haben.

Ich schildere den Sittenzustand von einer Seite, wo er ins Schlechte und Elende fällt. Ich bin aber keiner von den klagenden Schriftstellern, die uns mit Thränen die Gottlosigkeit unsrer Zeiten vorstellen,

 und

und so zudringlich ihre Sittenlehren ausbieten. Meinetwegen drehe sich die Welt, wie sie will. Die Bahn ist ihr schon vorgezeichnet. Fromme Wünsche hab ich nicht. Zu Verbesserungen bin ich nicht berufen.

Wenn diese Schrift gelesen wird: so werden auch die Absichten erfüllt werden, derenwegen ich sie herausgebe.

Der Stand der Natur.

Hobbes wünscht uns Glück, daß wir in gesitteter Gesellschaft leben, und Roußeau beklagt uns deshalb; weil der Stand der Natur jenem ein Schauplatz des Krieges, diesem aber ein Reich der Unschuld ist. St. Pierre und andre harren einer Zeit, wo die beste Vernunft unbeschränkt alle Stände beherrschen und mit der Reinigkeit unbefleckter Sitten, einen Stand der Natur wieder herstellen werde.

Ich kann weder einen noch den andern dieser Begriffe mit den meinigen vereinigen. Da ich mir aber nicht anmaße, mehr Wahrheit, als andre, gefunden zu haben, indem ich mich zu bescheiden weiß, daß jeder seine Vernunft und seine Wahrheiten für sich habe, ohne Rücksicht auf positive Gewißheit: so halt ich mich nur für befugt, zu sagen, was ich dabey denke.

Daß der Stand der Natur bald gewünscht, bald verabscheuet, bald in diese, bald in jene Zeitperiode gesetzt, bald als vergangen, bald als kommend betrachtet; und daß hiernach so sehr verschiedene Ideale von ihm abgezogen worden: das darf uns gar nicht wundern. Keiner unsrer Philosophen hat in diesem Stande gelebt. Niemand unter ihnen kann sich einer Eingebung rühmen, daß er als ungezweifelt wahr wissen sollte, welche ewig gewisse Kennzeichen dies Leben der Natur in sich fasse. Und in diesem großen All giebt es kein Orakel, dessen Ausspruch unwandelbare Wahrheit lehrte. Die Wahrheiten dieser Welt sind nichts mehr als menschliche Ideen, deren jede mit jedem Kopf anders modificirt wird.

Die Idee von der Natur hat also mit unsern übrigen Vorstellungen ein gleiches Schicksal, wie der Thon, der in den Händen der Töpfer von jedem

verschiedentlich geformt wird. Sonderbar! Daß die Natur uns allen gerade vor Augen zu liegen scheint, und dennoch einem jeden unter verändertem Schleyer vorwandelt! So viel Köpfe, so viel Erscheinungen! Wir sind Menschen, die nicht Einerley sehen können.

Wir wollen indessen einigen Denkern nachspüren, und die Bahn verfolgen, von der aus sie zum Naturstand überschritten. Sollten wir vielleicht tadeln, und andre Gleisen suchen! so geschieht es nicht in der Arroganz einer absoluten Entscheidung, sondern blos in der Absicht eines besondern Versuchs. Das war ja von je her der Punkt, auf den sich alle menschliche Meynungen zusammen drehten. Einer bestreitet den andern, um auf Trümmern seine Lehrsätze zu bauen. Diese werden wieder von Nachfolgern vor Gericht gefordert, und so herrscht im Felde der Ideen ein ewiger Krieg; aber ein unvermeidlicher Krieg! Beym Frieden würden uns Waffen zur Last, die wir jetzt nicht mehr niederlegen können. Jedoch lächelt der Egechist, da alte Eroberungen nur in der Einbildung gemacht werden.

Hobbes, **Grotius**, **Puffendorf**, **Wolff** und andre, holten ihren Begriff vom Stande der

 Natur

Natur aus der bürgerlichen Gesellschaft *). Sie sahen in dieser Rechte des Eigenthums, Verträge über Sicherheit, Gesetze über Ordnung, Klassen der Stände mit ihrer Ungleichheit, Unterwürfigkeit und höchste Gewalt, Befehl und Gehorsam. Das alles war das Werk der Gesetzgebung und Politik. Und alle bürgerliche Anstalten schienen erst aus der Einführung des Eigenthums entsprungen zu seyn. Alle Produkte der Erde aber, ehe sie Eigenthum wurden, gehörten niemanden ausschlußweise zu. Der Anspruch des einen darauf war nicht größer als der des andern. Nur das dringendste Bedürfniß entschied erst über Mein und Dein. Vor dem Genuß war kein Recht.

Dies legten jene Scribenten zum Grunde und folgerten daraus: Daß auf dem Erdrund eine Periode existiren könne, oder existirt haben müsse, wo alle oder wenigstens ein großer Theil Menschen außer der bürgerlichen Bande lebten; wo man die Rechte des Besitzes nicht kannte und sich zueignete, was man wollte; wo niemand reich war, weil niemand etwas besaß; wo niemand dem andern diente, weil jeder herrsch-

*) Hobbes sagt dies selbst deutlich genug, wenn er meynt: Quo autem consilio homines congregentur, ex iis cognoscitur, *quae faciunt congregati*. de Cive, Cap. I. §. 2.

herrschte; wo man seine Unabhängigkeit durch die Stärke des Arms behauptete, und sich dadurch in Sicherheit setzte; kurz wo jeder frey gebohren, und sich allein überlassen ward. Und diese Lebensart empfing den Namen des **Standes der Natur** *).

Den

*) Natura dedit unicuique jus in omnia —— sequitur, omnia habere & facere in statu naturae omnibus licere ——

Ad naturalem hominum proclivitatem ad se mutuo lacessendum, quam ab affectibus, praesertim vero ab inani sui aestimatione derivant, si addas jam jus omnium in omnia, quo alter jure invadit, alter jure resistit, atque ex quo oriuntur adversus omnes perpetuae suspiciones & studium, & quam difficile sit praecavere hostes parvo numero & apparatu, cum animo nos praevertendi opprimendique invadentes, negari non potest, quin status hominum naturalis, antequam in societatem coiretur, Bellum fuerit; neque hoc simpliciter, sed bellum omnium in omnes. Hobb. lib. cit. Cap. I. §. 10 & 12.

—— in *statu naturali* quisque propriis tantum viribus protegitur; *in civitate* omnium: ibi fructus ab industria sua nemini certus, heic omnibus: ibi imperium affectuum, bellum, metus, paupertas, foeditas, solitu-

Den Faden von der politischen Verfassung zog man weiter. So wie die Gesetze derselben, durch Belohnungen und Strafen, die Menschen zur Gesellschaft näher verbinden, das Eigenthum eines Jeden ordnen und ihn im Besitz schützen, und die Künste in Aufnahme bringen, und überhaupt Zucht, Ruhe, Ordnung, Geselligkeit, Wirthschaft, Gehorsam und Gesittung aufhelfen und feststellen sollen: so wähnte man, daß Menschen, die solchen Gesetzen nicht unterworfen wären, in ihren Sitten gerade die Gegenfüßler von denen seyn müßten, die, ihrer natürlichen Freyheit beraubt, als Bürger lebten.

Ueber diesen Grund führte **Hobbes** seine Behauptung auf und der große Haufe sprach ihm nach: daß der Stand der Natur, ein Stand des Krieges und der Zwietracht, der Furcht und des Mißtrauens sey, wo niemand sein Haupt zum Schlaf sicher hinlegen könne, ohne zu wissen, ob er wieder erwachen werde; wo einer den andern verfolge, nur um ihn zu verfolgen; wo keiner die Frucht des näch-sten

---

litudo, barbaries, ignorantia, feritas; heic imperium rationis, pax, securitas, divitiae, ornatus, societas, elegantia, scientiae, benevolentia. Puffendorff, de officio hom. et civ. &c. Lib. II. §. 9.

ſten Baums brechen, oder aus dem Bach trinken dürfe, ohne schüchtern um sich zu sehn, ob er vom Genuß werde verjagt oder darüber erschlagen werden; wo der Stärkere um sich her morde und der Schwächere ein Raub der Gewalt sey.

Nachdem man auf solche Art das Bild der Natur aus der bürgerlichen Gesellschaft entlehnt hatte: so suchte man daraus wiederum den **Ursprung der Letztern** zu erklären. Nemlich diese zügellosen Krieger hätten endlich selbst dieses immerwährenden Tumults müde werden, und darauf bedacht seyn müssen, durch Verträge sich unter einander des Friedens am Tage und der Ruhe in der Nacht zu versichern. Es wären hiermit die nothdürftigsten Gesetze festgestelt, Oberhäupter gewählt, das Eigenthum eingeführt, und darüber einem jeden der nöthige Schutz versprochen worden. Dies ruhigere Leben habe sich denn von einem Geschlecht zum andern immer mehr kultivirt, bis man sich durch eine Reihe von Jahrhunderten zu der Eleganz und Erleuchtung erhoben habe, worin gegenwärtig gesittete Nationen stehn.

Mir däucht, daß dies alles mit dem, was auf der Erde geschieht und geschehen ist, nicht eintreffe.

Wir wollen uns einmal einen Haufen solcher wilden Naturmenschen *) denken, so weiß ich nicht, wie es möglich seyn sollte, daß sie unter sich den Entschluß faßten, die Waffen nieder zu legen, und zu ihrer sämtlichen Sicherheit sich einer gewissen Ordnung zu unterwerfen. Zu solchem Werk wird ein Grad der Ueberlegung und Einsicht in die Zukunft erfordert, deren wohl schwerlich ein Mensch fähig seyn kann, der ohne Bildung aufgewachsen, und nur zu kämpfen gewohnt ist. Wie sollt er an den morgenden Tag denken, da es ihm in seiner irrenden Lebensart nicht einfällt, zu überlegen, wo er in der einbrechenden Nacht schlafen werde? Er lebet nur für gegenwärtige Augenblicke und sollte Entwürfe auf Jahre hinaus zu schmieden, unternehmen? Stillung des Naturtriebs und Krieg ist sein einzig Bestreben, welches mit den Jahren zur Stärke einer fast unabänderlichen Gewohnheit gediehen ist; ein anders ist ihm unbekannt, und er sollte auf die Veranstaltung einer politischen Ruhe verfallen; davon er nie ein Beyspiel

*) Wenn ich nunmehr von Naturmenschen und vom Naturstande rede: so nehme ich diese Wörter jedesmal in dem Sinn, den ihnen diese Schriftsteller beymessen.

spiel gesehen hat? Nein, das läuft wieder das Wesen der menschlichen Wirksamkeit; sie will angeleitet seyn. Und würden wohl die Stärksten dieser Rotte eine Convention eingehn, die ihren Vorzug, den einzigen, den sie kennten, entkräftete? Sie sollten den Beuten entsagen, die, auch in der Zukunft, ihrer Keule und ihrem Arm nicht entgehen könnten! Gegen welches Aequivalent? Wollen wir etwa die Schwächern unter einander ein Verständniß zur wechselseitigen Vertheidigung errichten lassen, um die übrigen desto eher zu jenem politischen Accord zu bewegen? Vergebens! Denn die Stärkern würden sich auch zusammen begeben.

Wenn wir überdies alle Nationen betrachten, und in ihrer Geschichte, so weit es möglich ist, bis auf den Punkt hinansteigen, der sie an Gesetze band, und die Quelle ihrer folgenden Gesittung ward: so werden wir immer bemerken, daß niemals eine Nation in sich den Grund zu dieser merkwürdigen Revolution legte, sondern durch einen auswärtigen Zufall dazu gebracht ward. Immer war es der Sohn eines fremden Volks, der sich an die Spitze eines irrenden Geschlechts stellte, und Gesetzgeber ward. Es mag seyn, daß bisweilen ein Eingebohrner sich zum Lehrer und Herrn seiner Brüder erhob; aber

gewiß

gewiß kein anderer, als der benachbarte Völkerschaften bereiset und unter ihnen gelernt hatte, was es sey, gemeinen Verträgen zu gehorchen, und einer politischen Verfassung in Ruhe unterthan zu seyn. Doch sind diese Völker weniger bekannt als jene. Fohi bildete die Chineser; Manco-Capac die Peruaner; Zoroaster die Perser, u. s. w. Kein wildes Volk ist aus seinem Mittel, sondern immer durch klügere benachbarte Bürger, zu positiven Anstalten angezogen worden.

Es läßt sich indessen leicht nachrechnen, wodurch die Scribenten, mit denen wir hier zu thun haben, auf ihre Entwickelung der menschlichen Verbindungen gerathen sind. Sie hatten unsre Staaten vor Augen, und stellten sich den entstehenden Erfolg vor, wenn unsre bürgerliche Banden aufgelöset würden. Die Strafen und die hinter ihnen stehende Furcht, der Zügel der Gesetze, und die Handhabung der Justitz, die bürgerlichen Schranken, kurz, unsre jetzige Staatsverfassung und, was ihre erste Frucht ist, die Ungleichheit der Stände aufgehoben, so wäre freylich nichts anders zu erwarten, als daß die Stärke ihre Rechte geltend machte, daß Verjagen, Rauben und Würgen das allgemeine Handwerk würde. Und zu solcher Zeit ließ es sich freylich wohl

denken, daß der edlere Theil dieser gesetzlosen Nation wieder zusammen treten, willig ein unter Niederlagen und Verwüstung rastloses Leben verbannen, und zu Gesetzen und Obrigkeit sich einverstehn würde. Allein ganz anders ist der Fall mit einem Volke der Natur, welches in Unabhängigkeit geboren worden, welches unsre Sitten nie erkannt, und unter den Willen einiger Herrscher seinen Hals nie gebeugt hat. Jene wissen aus Erfahrung, wie man im Staat den Schweiß seiner Arbeit ungestört einsammelt, wie man in Häusern vor Dieben ruhig wohnt, und die Straßen vor Mördern sicher wandelt, diese kennen das alles nicht; jene haben gebildete Gefühle, diese nicht; jene sind an politische Regelmäßigkeit gewöhnt, diese nicht; jene in Begriffen unterrichtet, diese unwissend. Dies, deucht mir, ist hinlänglich, um zu begreifen, daß diese sich nicht so, wie jene, zur bürgerlichen Gesellschaft entschließen können.

Ich komme auf das Hobbesische Naturleben selbst. Wenn ich vorhin zeigte, wie man sich aus der bürgerlichen Einrichtung zugleich den Ursprung derselben formirt haben mag: so findet man eben darin auch die Auflösung von der Art, sich mit Hobbes die Natur vorzustellen. Dieser Philosoph ließ in seinen Ideen einen Staat zertrümmern, und setzte die Bürger über

alles hinweg, was sie jetzt unter Recht und Ordnung zwingt. Da sah er, die Gefühle verwildern, die Künste zu Grunde gehn, den Müssiggang herrschen, und einen den andern überwältigen. Und unter diesen Ruinen, glaubt' er, den Stand der Natur zu erblicken, wo blos der Willkühr jedes Einzelnen das Recht spricht. Allein, obgleich diese Idee gewissermaßen die natürliche Unabhängigkeit abbilden kann: so fehlt zur völligen Zeichnung des natürlichen Lebens nur so viel, daß Hobbes keine natürliche Menschen darin setzte; wodurch das ganze System übern Haufen fällt. Wie man aus allen Stellen seines Buchs sieht: so legt er seinem Naturkinde einen aufgeklärten Verstand, künstliche Sitten und alle unsre Leidenschaften, als Ruhmbegierde ꝛc. bey. Er vergaß, daß er unsre Gesellschaft voraus setzte, indem er die Natur schilderte.

Ein Stand der Natur soll eigentlich etwas bedeuten, was die bürgerliche Verbindung nicht ist. Mit unsern Lastern nicht gebrandmarkt, trägt er auch nicht unsre angebliche Tugenden. Gleichweit entfernt von der Aufklärung unsrer Philosophen, als von der Dummheit unsrer Tagelöhner. Denn die stumpfe Denkkraft dieser steht in keiner Gleichung mit dem unentwikkelten Verstande des wilden Natursohns. Wenn also der pflichtentlaßne Bürger ein Wütrig aus

Vorsatz

Vorsatz wird: so ist unser Wilder nur ein schuldloser Räuber; zwischen beiden ein eben so großer Unterschied, als zwischen dem Diener, der seinen Herrn erdrosselte, damit er sich seines Geldes bemächtigen konnte, und dem Affen, der mit dem Scheermesser den Hals des Wiegenkindes zerschnitt. Gesittete Menschen, die keine Obrigkeit mehr zu fürchten hätten, und sich von der Abhängigkeit entbunden sähen, würden Ungeheuer über alle Beschreibung werden. Ihre verschmitzte Klugheit und ihre in der Gesellschaft verdorbne Fühlung würden ihnen Entschlüsse und Handlungen eingeben, die an Abscheulichkeit alles überträfen, was man davon sagen könnte. Unsre Sitten, Begierden und Bedürfnisse würden, wenn über die Bürger kein Gesetz mehr wachte, die Erde mit Mordbrennern und diebischen Landstreichern bedecken, anstatt daß jetzt diese Laster sich wenigstens hinter Decken und Mauern verbergen müssen. Kann also von einer zerrißnen Staatsverfassung (dergleichen doch Hobbes hierbey lediglich im Sinn gehabt zu haben scheint) auf den Naturstand wegen des großen Mißverhältnisses nicht geschlossen werden: so läßt sich auch nicht behaupten, daß unsre Wilden das seyn müßten, was unsre Bürger, nach aufgehobner Abhängigkeit, seyn würden. Kann ein Meusch, der unsre Sitten,

Intressen und Grundsätze nicht hat, der unsrer Nothwendigkeiten nicht bedarf, welches doch die vorzüglichsten Bestimmungsgründe unsers Handlungswerks sind, kann dieser Mensch so handeln, wie wir? Wenn wir Spitzbuben und Betrüger würden, muß es der Wilde auch seyn, er, der von unsern Motiven nicht getrieben wird? Mit unsrer Denkart möcht es sich wohl sehr gut vertragen, daß wir, im Stande der Gleichheit, uns des Eigenthums wegen mit einander rauften; aber welche Kluft zwischen uns und dem Wilden, der noch nie ein Eigenthum erkannt, vielweniger besessen hat! Unsre Gesittung ist für diesen Stand eine Dissonanz. Es scheint, als ob wir schon zu weit vorgerückt wären, um fähig zu seyn, je wieder in denselben zurücktreten zu können. Um ihn kennen zu lernen, muß man vor allen Dingen vergessen, daß man ein Europäer, Japaner oder Türke sey.

Vielleicht stellte man sich unter den Naturmenschen jene berüchtigte Freybeuter oder Korsaren vor, diese den Inseln von America so furchtbare Leute, und die dennoch den Engländern sehr vielen Nutzen gestiftet haben sollen, weil sie von Zeit zu Zeit den Spaniern das plus stahlen, was diese mächtiger wie jene hätte machen können, denn man wird wissen, daß in an-

dern

dern Welttheilen, eben so wie in Europa, von einem politischen Gleichgewicht der Staaten die Rede ist. Also die Korsaren vielleicht Naturmenschen! Es könnte seyn, wenn unsre Gleichheit und Gesetzlosigkeit den ganzen Charackter der Natur ausfüllten! Aber diese Kapers waren mehrentheils Leute, die in England, Frankreich und Holland dem Zuchthause, Galgen und Rade entflohn waren. Es waren europäische Verbrecher — Mehr bedarfs nicht, um in den Stand der Natur nicht mehr eintreten zu können. Sie verläugneten in S. Domingo und Tortuga unsre Bedürfnisse nicht; denn um diese zu befriedigen, d. i. zu leben, wie man gesittet im Wohlstand zu leben pflegt, deshalb legten sie die Waffen der Räuber nicht aus den Händen. Die Habsucht machte aus ihnen unablässige Krieger, schuf sie zu jenen berufnen Helden, **Morgan**, **L'Olonois**, **Davis** und **le Grand**, deren Thaten zu rühmen wir artig genug sind. Aber unter Wilden ist die Tapferkeit etwas anders, anders wird von diesen der Krieg geführt. So waren denn jene Räuber von natürlichen Weltbürgern darin verschieden, daß sie die Abhängigkeit kannten, in der Gleichheit worin sie jenseit zum Theil lebten, und in der Unschuld nicht geboren und übrigens Europäer waren. Und welcher Unterschied kann grö-

 ßer

ßer seyn! Endlich würden wir uns sehr betrügen, wenn wir das Hobbesische Ideal vom Stande der Natur unter den wilden Nationen selbst aufsuchen wollten, wo wir es doch am ersten treffen müßten, wenn es irgend zu treffen wäre. Alle alte Schriftsteller geben uns von keinem einzigen Volk Nachricht, welches nur mit Raub und Blutvergießen seine Handthierung getrieben, und alle die ungeselligen Thaten verübt habe, deren der Philosoph von Malmesburi die Natur beschuldigt. Alle alte ihnen damals bekannte wilde Nationen konnten sich zwar keines attischen Geschmacks und keiner römischen Weisheit rühmen; aber Friede wohnte unter ihren Hütten und unschuldige Einfalt in ihrem Wandel. Sicher! Wären ihre Tage nicht so harmlos verflossen, wenn unter ihnen römische Helden und griechische Künste aufgestanden wären! Sie waren glücklich genug, von Solons und Numas nicht gesucht zu werden. Es hat auch das Ansehen, als ob der Mensch in allen Jahrhunderten derselbe bliebe, wenn er immer in einer großen Entfernung von Kunst, Wissenschaft, Geschmack nnd Bildung steht. **Serer, Taprobaner, Nomader** und andre sind nicht mehr. Aber ihre Sitten sind noch auf der Erde, wenn wir unsern Reisebeschreibern glauben dürfen. Wir dürfen nur einige dieser Nationen

oben-

obenhin betrachten, um die Friedfertigkeit an ihnen zu loben.

Mann weiß, daß die **Lappen**, **Kamtschadalen** und viele andre Völker keine Kriege führen. Sollten wohl die Eingebohrnen **gegen einander** barbarischer seyn? Die Völker auf der Insel Formosa würden nicht wissen, was Krieg hieße, wenn sie nicht bisweilen von den Chinesern wären überfallen worden. Indessen leben sie unter sich in der vollkommensten Eintracht und Ruhe. In diesen Ländern sind dem Verbrecher keine Gefängnisse erbauet, keine Fesseln geschmiedet. Fallen ja privat Beleidigungen vor, so wird der Schuldige zu etlichen Maaßen Reis oder einigen Ellen Leinwand verurtheilt. Wenn ein Volk keiner schärfern Strafe bedarf! Nichts übertrift die Sanftmuth der **Californier**. Zänker und Grausame würde man unter ihnen vergebens suchen, und auf Strafen für Diebe zu denken, haben sie noch nicht nöthig gefunden. Sie sollten die Todesstätten vor unsern Thoren sehn! Sie sollten in unsre Häuser und Gerichtssäle kommen! Die **Beagous**, die alten Einwohner der Insel Borneo, führen zwar mit ihren Feinden Krieg, aber unter ihnen selbst herrscht eine nie gestörte Einigkeit, so wenig ihnen Raub und Betrug bekannt sind. Ohne

einmal in unsern Kriegen gedient zu haben, könnten sie diese Künste im Frieden bey uns lernen! Doch ich müßte alle wilde Nationen aufstellen, um den Satz durch sie alle wiederlegen zu lassen, daß der rohe Erdbürger ein Feind des Lebens andrer Menschen sey. Es mag an den wenigen genannten genug seyn. Inzwischen ist es gar nicht zu läugnen, daß einige Völker dem Krieg ergeben seyn sollten, ja, verschiedene schränken ihre ganze Erziehung darauf ein, daß sie ihre Kinder blos zur Jagd und zum Krieg abrichten. Allein es kömmt hier auf die Art des Kriegs an. Erstlich stimmen alle Reisende darin überein, daß keine Völkerschaft gefunden wird, welche feindseelig gegen ihre Glieder handelte, und sich in seinen Eingeweiden verzehrte, welches nur in der Türkey und in einigen andern Reichen Gebrauch ist, wo man durch Griffe der Politik den Geist vertilgender Grausamkeit sein Panier aufstecken läßt. Zweytens hat man einmüthig bemerkt, daß die kriegführenden Wilden durch nichts anders bewogen werden, sich ins Schlachtfeld zu stellen, als nur um angethane Beleidigungen zu rächen, Beleidigungen, die die Nationalruhe stören könnten. Ihre Schlachten sind nichts weniger als blutig. Einige Todte und einige Gefangne entscheiden den Sieg, und der Friede ist geschlossen. Sie

schonen das Blut ihres Volks! So denken auch die marianischen Insulaner, ich meyne diejenigen, die noch die vollkommenste Unabhängigkeit genießen, die der spanische Scepter noch nicht unterjocht hat, und im Innern der Insel wohnen; die übrigen werden wohl spanisch gesittet denken. Ich darf nicht vergessen, daß kein einziges Volk sich durch den Krieg zu bereichern sucht. Es fällt ihnen nicht ein, die Grenzen ihres Landes durch Eroberungen zu erweitern. In dem Gewerbe, ihre Feinde auszuplündern, müßten sie erst durch Morgans unterrichtet werden, welches jedoch ihre Götter verhüten mögen. Wenn das die Kriege der Wilden sind, und wenn selbige so geführt werden, so haben gesittete Nationen wohl nicht Ursach, mit bedauerndem Auge auf diese Barbarey herabzublicken.

Von der Ehrlichkeit, womit die mehresten Genossenschaften gegen einander handeln, hab ich schon vorhin einiges angeführt. Hobbes hätte nur dürfen diese Weltstriche näher vor Augen nehmen, um sich zu überzeugen, daß hier der Stand nicht sey, wo man sich genötigt sähe, zur Sicherheit des Eigenthums die Schlüssel des Hauses bey sich zu tragen. Eine schlechte Hütte, Speise, Trank, einige Decken zur

Kleidung und Waffen, sind hauptsächlich die Stücke, worin das Vermögen einer Familie besteht. Niemand lebt in Furcht bestohlen zu werden. Wo man hinkömt, ist man zu Hause. Mißtrauen, Besorgniß u. d. gl. diese Wirkungen unsrer Sitten, sind in Ländern fremd, wo ihre Quelle, der Eigennutz, verstopft ist. Von den Thüren der Hütten wehrt man wohl Tyger und Bären ab, aber keine Menschen. Jene stehen immer offen. Wenn die Huranen sonst in den Krieg zogen, so pflegten sie die Thüren blos mit einem Holz zu verriegeln, und innen ihr übriges Geräthe frey liegen zu lassen; weil nun die wilden Thiere keinen Schaden thun konnten, denn, wie ich sage, vor Menschen war man unbesorgt. Seitdem sich aber neben ihnen die Franzosen in Canada niedergelassen haben, müssen sich die Huranen, so wie die Irokoer, der Schlösser, Schlüssel und festen Kisten bedienen; und sie bemerken täglich, daß ihre Armseeligkeiten auch unter Schlössern nicht am sichersten Ort liegen. Was ein gesitteter Nachbar nicht lehren kann!

Finden wir nun unter wilden Völkern den Charakter nicht, den Hobbes zum Loose der natürlichen Freyheit einsetzt: so muß ich wohl billig Bedenken

tra-

tragen, sein Ideal in der Welt der Natur zu suchen, ob ich mich gleich in der bürgerlichen Gesellschaft nicht weit darnach umsehn darf. Man wende mir nicht ein, daß die Wilden auch schon aus den Grenzen der Natur geschritten wären, weil sie gewissermaßen Eigenthum besitzen, in Gemeinschaft wohnen, und sich Häupter wählen. Denn es hat nie ein Volk gegeben, und geben können, welches unter sich nicht die geringste Vereinigung gehabt hätte, sondern wo einer des andern Feind und Räuber gewesen wäre. Nie ist ein solches Volk da gewesen, weil kein einziger alter oder neuer Scribent uns die mindeste Nachricht davon giebt. Einige Nationen auf den moluckischen und philippinischen Inseln, auf den Küsten von Neuholland und in andern Strichen, werden als außerordentlich wild und rauh beschrieben; allein es sind dennoch weder Hobbesische Naturmenschen, noch ohn alle Vereinbarung. Die Eingebohrnen leben mit einander und beobachten unter ihnen hergebrachte Gebräuche. Das übrige kann man sich von selbst hinzudenken. Und denn getrau ich mich zu behaupten, daß es unter menschlichen Umständen, wie sie sich auf dieser Erde in allen vier Gegenden der Welt zu ereignen pflegen, ganz unmöglich sey, daß ein Haufen Menschen bey einander existiren könne, deren einer den andern unaufhörlich

lich bekriegte. Kann man wohl irgend eine Bewegursache angeben, die einen Wilden (man unterscheide einen wilden von einem gesitteten Menschen) antreiben sollte, unermüdet die Keule über seines Gleichen zu schwingen? Was sollte ihn denn dazu vermögen? Es könnte nichts anders seyn, als der Hunger! Nun so wird doch wohl dieser Jäger zuerst die Thiere des Waldes erlegen, eh er sein Geschlecht aufreibt, wo er weit mehr Widerstand und eben so wahrscheinlich seinen eignen Tod zu fürchten hat. Ja, die Natur scheint den wilden Menschen mit Tygern und Wölfen nicht zu einerley Nahrungsart bestimmt zu haben, und selbst Tyger und Wölfe würgen nicht immer.

Mit Rousseau habe ich wenig zu streiten. Wir stehn nicht weit von einander. Dieser Weltweise setzt den Stand der Natur in ein Weltalter, wo die Menschen ohne Sprachen, ohne Sitten, ohne Besitzthum, ohne Gesetze und Oberhaupt, jeder für sich, doch ruhig, friedlich und glücklich neben einander lebten, und blos als Thiere, vielleicht auf Vieren kriechend, ihrem Instinkt folgten. Er glaubt, daß durch eine besondre Revolution die Sprache unter ihnen erfunden, die Zusammenbegebung durch Verträge beschlossen, und hiermit der natürliche Stand aufgehoben worden. Ich sollte

sollte meynen, daß auf dem Erdball nie eine solche Epoche gewesen sey. Historische Nachrichten davon sind nicht da; und nach dem Zusammenhang und Wesen der Dinge läßt sich dergleichen nicht denken: Menschen ohne Sprache! Das ist wider die Gewohnheit der Welt, ich möchte sonst sagen, wider unsre Bestimmung. Ich weiß wohl, daß man verschiedne mal einige von unserm Geschlecht in Wäldern und Gebürgen sprachlos gefunden hat; es läßt sich aber daraus nur so viel schließen, daß der Mensch ohne Unterricht und Anlernung nie eine Sprache reden werde. Diese Waldmenschen waren von dem Wege der Ordnung verschlagen worden, und in Connexionen gerathen, die sich für ihre Gattung nicht schicken. Es ist bekannt, daß jede Thierart zusammenhält. Jedes gesellt sich zu seines Gleichen, und ein Affe hält sich nicht zu Bären. So gehören Menschen zu Menschen, denn es ist ihre Art. Das ist so natürlich, daß es nicht aufgehoben würde, wenn man gleich eine Erfahrung aufzuweisen vermögte, daß ein Haufe Hottentotten mit Pavianen gemeine Sache gemacht habe. Lebt aber der Mensch mit Menschen: so wird man wohl den Satz ohne weitern Beweis annehmen: daß jeder Mensch auch alles lernen, und sich zueignen werde, durch ausdrücklichen Unterricht und selbst eigne Nachahmung,

mung, was seines Gleichen thun, was seiner Art eigen ist. Also wird jeder die Sprache seines Volks lernen, dessen Glied er durch seine Geburt ward, und jeder wird auf zwey Beinen gehn, weil die andern ein gleiches zu thun gewohnt sind, und ihre Jungen dazu anweisen. Wollte man nun bis zur Zeit vor Erfindung der Sprache aufsteigen: so möchte man sich eine vergebliche Mühe machen, und den Weg dahin nicht finden; denn die Sprache ist nie erfunden. Sonderbar genug! Aber es hat, für mich, seine gute Richtigkeit, daß die Sprache so alt ist, wie die Welt, und eigentlich zu reden, die Welt hat gar kein Alter, weil alles, was keinen ersten Anfang seiner Existenz hat, keine Jahre auf sich haben kann. Und so lange Menschen gelebt haben, zu welcher Zeit aber sollten wohl keine Menschen da gewesen seyn! so lange redeten sie auch eine Sprache, und zwar jeder eine Sprache nach dem Herkommen seiner Nation.

Rousseau hält es selbst für unmöglich, daß es jemals richtig erklärt werden würde, wie ein Mensch eine Sprache erfinden könne *); und dennoch denkt ers sich als geschehen, und setzt einen Menschen voraus,

*) In seinem Buche, von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen.

aus, der der Vater aller Sprachen seyn soll. Vielleicht glaubte er, daß wir zu dieser Entdeckung zu spät geboren wären, und daß die Kunst, das Räthsel der Spracherfindung aufzulösen, und mit dem Verfluß so vieler Jahrhunderte verloren gegangen, so wie uns von so manchen andern löblichen Künsten durch die Revolutionen der Zeiten weiter nichts mehr als der Name übrig geblieben ist. Indessen da uns weder **Rousseau**, noch **Condillac**, noch **Herder** den Ursprung der Sprache begreiflich gemacht haben: so glauben wir, daß sie nie einen ersten Ursprung gehabt habe; und dieser unser Glaube stützt sich noch auf andre Argumente, die eben nicht ungegründet seyn mögen *).

Inzwischen sehen wir jetzt, daß bey jeder Nation eine besondre Sprache im Gebrauch sey, und die alten Schriftsteller versichern uns, daß schon zu ihrer Zeit, und wie wir anderweit vermuthen, schon vor

*) Weil hier der Ort nicht ist, meine Meynung aus einander zu setzen; so bezieh ich mich, statt des Beweises, auf die lesenswürdige Schrift: Entwurf zu der ältesten Erd- und Menschengeschichte, nebst einem Versuch, den Ursprung der Sprache zu finden. Frankfurt und Leipzig. 1773.

vor dem babylonischen Thurmbau, jedes Volk sich nach einer eignen bey ihm hergebrachten Art in Worten und Reden ausgedrückt habe. Ist es auch wahr, daß sich die Menschen in allen Weltaltern nationenweise zusammenhielten: so hatte jeder Haufe seine Sprache. Diese verband jedes Volk gleichsam zu einer gemeinschaftlichen Brüderschaft. Denn man bemerkt noch gegenwärtig, daß die Wilden denjenigen einen Fremden nennen, der in ihrer Sprache nicht aufgewachsen ist. Mit einer gemeinschaftlichen Sprache entstehn gemeinschaftliche Bedürfnisse, Beystand, Familienangelegenheiten, u. d. gl. m. Handlungen, die der Nationalgesellschaft schädlich sind, werden bestraft. Thaten, die dem Ganzen ersprießlich sind, (denn dergleichen Gemeininteresse hängt mit jeder Vereinigung unzertrennlich zusammen,) werden mit Beyfall aufgenommen, und nach Beschaffenheit der Umstände belohnt. Die Situation eines Volks nötigt es oft, gemeinschaftliche Maaßregeln zu ergreiffen. Diese Lage der Sachen kann bey einem rohen Volke nicht viel Abänderungen leiden, weil seine Oekonomie einfach, seine Erfordernisse gering und seine Verhältnisse mit den Nachbarn, entweder als Feinden oder als Bundesgenossen, meistens immer dieselben sind. Daher werden die heute genommnen

Maaß-

Maaßregeln über kurz oder lang wieder angewandt. Wenn also auch die Gebräuche einer wilden Nation mit ihr selbst kein gleiches Alter hätten: so sieht man doch leicht, wie aus jenem allen nothwendig einige Gebräuche entstehen müssen, und wie solche, wegen der Einförmigkeit der von Zeit zu Zeit vorkommenden Umstände, Jahrhunderte hindurch unverändert dieselben bleiben werden. Selbst ihre Gesetze, die man ihnen immer beylegen kann, sind nichts anders als Gebräuche. Wenn der Huron mit seinem Feind Frieden schließt: so raucht er mit ihm, zum Zeichen des Vertrages, das Calümet, und dies Calümet rauchte er schon, als wir noch nicht wußten, daß Huronen in der Welt wären.

Hieraus, dünkts mich, mit Recht schließen zu können, daß ein Stand der Natur, wie ihn Rousseau meynt, niemals habe existiren können. Nie gab es auf der Welt Menschen, die zu keiner Nation gehört, sondern jeder ledig und für sich gelebt hätten. Nie war auf der Erde eine Zeit, wo die Sprache erst hätte erfunden werden sollen. Folglich lebte nie ein Menschenstand, der von Reden, von Gebräuchen, u. dergl. bisher nichts gewußt hätte, und nun erst in die Stufe dieses Wissens, die zunächst ihm an-

grenzte, z. B. in den Stand der jetzigen Wilden übergetreten wäre. Ein Vieh, und das ist der Mensch, wenn er noch nicht sprechen kann, ein Vieh fühlt keine Dringniß, und ist überhaupt von sich selbst nicht vermögend, (es müßte denn Bileams Esel seyn) sich zum sprechenden Wesen zu erheben, und sich der menschlichen Gesellschaft anzureihen.

Von unsrer Art zu gehen, zu reden, möchte fast überflüssig seyn. Zu allen Zeiten lebten wir in Gesellschaften. Wir mußten daher immer zu der Gewohnheit unsrer Väter angelernt werden. Ueberhaupt ist das Gehen mit weniger Schwürigkeit verbunden; da es leichter ist, auf Beinen zu stehn, als dem Vorsprecher die Töne abzuhören, und ihnen die Sprachorganen zur Nachstimmung treffend anzuzwingen. Rousseau hat erörtert, daß der Bau unsers Körpers den aufrechten Gang mit sich bringe *). Und obgleich ein Italiaener vor kurzem beweisen wollte, daß der Mensch nach seiner physischen Struktur bestimmt sey, auf Vieren zu laufen: so hat er doch nur von der den Sceptikern so bekannten Erscheinung ein Beyspiel gegeben, daß man in der Welt alles,

wozu

*) In den Anmerkungen zum oben angeführten Buche.

wozu man Lust hat, beweisen könne. Der Orang-Outang, dessen Bau dem unsrigen gleichförmig ist, geht aufrecht, ohne von seines Gleichen im Gängelband geführt zu werden, und nur selten schleift er sich auf Händen und Füßen fort. Die Wilden geben ihren Kindern zum Aufrechtgehn wenig oder keine Anleitung, und doch lernen sie es.

Endlich hegen noch einige Philosophen, die es weder mit Hobbes noch Rousseau halten, den Gedanken, daß der Stand der Natur derjenige sey, wo dem natürlichen Gesetz von jedem gehuldigt und nachgelebt werde, wo die vernünftigste Tugend und die ausgebildetste Vernunft, mit Ausschluß des Lasters, gleiche Anspürche auf die Menschen haben. Dieser Zeitpunkt sey weder das Antheil des Karaiben, noch desjenigen Deutschen, der einst auf dem Rade sein Grab findet. Unsre jetzige lichte Vernunft, ohne ihren Aberglauben und Gaukeley, unsre jetzige Tugenden, ohne die Gefährden des Frevels, die würden jene erhabne Form der Natur der berufnen goldnen Zeiten herstellen, davon nur wenige Bruchstücke auf unsre Tage vererbet worden. Man hoft, daß die Geschlechte der Boshaften, die jetzt in allen Winkeln der Erde ihre Rotte im Triumph tragen, aus-

sterben, daß dann der Stamm der Rechtschafnen, deren Tugend bisher im Verborgenen trauerte, die, der bösen Last entladene Erde bauen, und daß mit gleichem Seegen das helle Licht des gesunden Verstandes durch die zerstreueten Nebel von unduldsamen Vorurtheilen hervorbrechen werde. Und so, versichert man, würden glücklichere Weltbürger die Jahrrechnung eines Reichs anfangen, welches den Wink der Natur zum Gesetzbuch, und die züchtigste Unschuld zu seinen Sitten hätte.

Die Idee, als Phantasie betrachtet, ist gut, und der Wunsch zeugt von einer frommen Erwartung. Aber lebte je eine Gesellschaft solcher Menschen? und wird sie künftig von der Sonne beschienen werden? Sicher! war es dem berühmten Geschichtschreiber der Könige von Scheschian leichter, uns die Kinder der Natur auf dem Blatt zu schildern, als uns wirklich auf den Weg in ihre Thäler zu führen! Feder und Sprache, setzen eher Welten zusammen, als aus einem Mann und Weib ein Tifan geboren wird! und wenn sollen wir die Väter zu zwanzigen, funfzigen oder hunderten erwarten, um von ihnen, unter dem Zepter der Gesittung, der Natur einen Staat erbauen zu lassen? Wollen wir vom Himmel Gesandten

so-

fodern? und wenn sie herabkämen, mit welchem Panzer wappneten wir ihre Brust gegen den Kampf mit Gold, mit Lüsten und -- mit Menschenkindern? Die Vernunft erkennt keine Wunder; und ohne Wunder lassen sich Paradise nicht schaffen.

Man hat viel von Gesetzen der Natur geredet und geschrieben. Sie sollen zuverlässig und unabänderlich seyn, die Quellen wahrer Glückseeligkeit und die Triebfedern der reinsten Sitten. Nur von einer richtigen Vernunft sollen sie erkannt, und von einer geläuterten Redlichkeit ausgeübt werden. Ich mag es nicht wiederholen, was man weiter schon so oft davon gepriesen hat. Allein, wie wir mit dem Carneades glauben, giebt es vor Errichtung der Gesellschaft keine Regeln des Rechts und Unrechts. Ob nun gleich, unsrer Meynung nach, seit undenklichen Weltaltern auf der Erde Congregationen geblühet haben, die bald Antoninen an ihrer Spitze hatten, bald wie Scythen, die auf Thierfellen schliefen, unter Horden ihren Staat regierten: so tragen wir doch jenen Satz des alten Weisen nur in einer andern Wendung vor, wenn wir behaupten: Daß die Regeln der Gerechtigkeit nicht allgemein, daß unsre so genannten Naturgesetze kein richtig entscheidender Ausspruch für die Moralität auf dem gan-

zen Erdboden sind. Unsre Lehren von dem, was billig und unerlaubt ist, sind bloße Auszüge aus unsrer Gesellschaft, bloße Principien, die der Vernünftige von unsern Verbindungen abgezogen, oder von denen er wenigstens durch Vergleichung andrer Umstände die Anmerkung gemacht hat, daß sie für unsre Wohlfarth beförderlich seyn würden, wenn wir sie zu unsrer Richtschnur nähmen. Ist nun wohl dieser Vernünftige, oder nehmt alle verständige Köpfe aus Europa zusammen, sind denn diese wohl diejenigen, die sich anmaßen dürften, zu sagen: wir bekennen das vollkommenste Ideal dessen, was unterm Monde Recht oder Unrecht seyn muß, was wider unsre Principien läuft, ist nicht dem Wesen der Dinge gemäß erdacht ꝛc.? Es möchte sich also nicht geziemen, daß wir uns rühmen, weltallgemeine und unabänderliche Regeln ergrübelt zu haben, da wir auf dieser großen Fläche nur ein sehr kleines Häufgein sind, dem es nicht allein übertragen seyn kann, im Namen der ganzen Menschheit ein Urtheil zu sprechen. Jenseit des Meers wohnen auch Menschen! Oder hätten sie keine Stimme, sollten sie nicht Richter seyn können, weil wir uns erleuchtet nennen? Wer hat denn, wenn ich fragen darf, diese Universalmonarchie des europäischen Verstandes gestif-

stiftet? kein kriegerischer Weltbezwinger! denn Ideen lassen sich vom Säbel nicht überwältigen; kein Himmelsbote! denn seine Urkunden wären nicht allen Völkern promulgirt worden. So werd ich also dem Lehrer der hochbelobten **universal Wahrheit in unsrer Leidenschaft, in unsrer Eigenliebe** suchen müssen. Und was dünkt uns zu einem Menschen, der eine Kette hinter sich her schlepte, und sich den Herrn und Gesetzgeber der Welt nennen wollte?

Genug. Unsre Ansprüche könten schon durch die Frage entschieden werden; ob das, was wir die Gesetze der Natur nennen, und wornach wir vielleicht handeln, ob das unter andern Sonnen eben so beobachtet werde? Unsre Landsleute aber haben uns das Gegentheil berichtet. **Columbus** hatte, als ein Europäer, geglaubt, daß man kein Mann seyn könne, ohn einen Bart zu haben. Wie verwunderte er sich, als er in den Ländern, die er suchte, zum erstenmal Männer mit haarlosem Kinn erblickte! So ists. Jeder Boden trägt seine eigne Erzeugungen. Mit jedem Himmelsstrich wechseln die Gestalt, Farbe und das Aussehn der Bewohner. Dennoch will mans nicht glauben, daß Vernunft und Sitten eben dieser Varietät mit jedem andern Klima unterworfen

seyn müssen. Dem wilden Bürger an den Ufern des Oronoko spricht man die Vernunft ab, weil unsre Raisonnements nicht die seinigen sind. Bedenket doch! daß diese genügsamen Kinder nach ihrer Art vernünftig sind, und wir nur nach der unsrigen! Die Natur zeigt sich in ihren Theilen nicht nach Stufen, sondern nach Differenzen der Arten. Ein Jaspis ist kein Kies; aber deshalb ist einer nicht schöner als der andre. Nur die Einbildung der Menschen hat es unternommen, die Dinge der Welt nach Vorzügen zú würdigen. Kann diese Einbildung das Modell der Wahrheit werden! Laßt uns also unsre Weisheit für uns und unsre Kinder behalten, und gestehet jeder andern Nation die ihrige auch zu. Eben so verhält es sich mit Sitten und sittlichen Regeln. Wir wissen das Sprichwort unsrer Vorfahren: ländlich, sittlich, nachzusprechen; aber unser Stolz will es nicht erlauben, ohne Verachtung von Völkern zu reden, die anders, wie wir, handeln, die anders, wie wir, erzogen sind. Wir möchten gern alle Reiche der Erde mit unsern Moden beherrschen, so wie es uns leicht geworden, ihre Eroberer zu werden. Allein die unter unserm Mordschwert entstandne Wahlstätten sind deshalb nicht fruchtbarer geworden, unsre Sitten zu tragen. Missionen von unsern Lastern haben wir in

andre

andre Welttheile veranstaltet; wir haben der Nüchternheit Trunkenbolde und der Unschuld Verbrecher zur Seite gesetzt — Soll unsre Schande unser Ruhm werden? Man behalte wenigstens den Namen von billigen Wesen bey, wenn man es auszuüben verlernt hat.

Wo sollen wir nun die allgemeinen und ewig wahren (stolzer Name!) Principien des Rechts unter den Nationen der Erde suchen, da es keine einzige Sitte giebt, die unter den Völkern von Meer zu Meer einstimmig beherzigt würde? Hier ist der Ehebruch erlaubt; dort ist Diebstahl kein Laster. Hier waschen sich Kinder ungetadelt mit dem Blut ihrer Aeltern; dort bewaffnet sich eine ganze Nation gegen die Mörder eines einzigen in ihren Grenzen erschlagenen Menschen. Hier vermiethet der Vater, dem Gebrauch nach, seine Tochter zur Unzucht; dort wird, nach eben der Regel, der Knabe von den Erwachsenen gemißbraucht; anderswo eifert man wider beydes und findet in der Ausübung beydes ein Vergnügen. Hier werden Millionen Götter angebetet und ihre Diener leben im Frieden; dort verehrt man einen einzigen, und streitet sich unter einander mit voller Galle in seinem Dienst. Dort werden die Al-

ten mit Ehrerbietung angesehn, hier spottet man ihrer Schwäche. Dort ist seit Jahrhunderten niemand betrogen worden; hier sieht die Belistung in den Gesetzen eine Stütze und ist nicht mehr, was sie bey uns ist; weiter her sinnet man täglich auf neue Mittel, dem Betrug zu steuern, und man öffnet ihm doch die Thore immermehr. Hier rühmt man die Geselligkeit als das erste Gesetz der Menschheit, dort, ebenfalls aus Gründen der Vernunft, sperrt man die Menschen in verschloßne Kammern, damit die Ehrbarkeit das Gesicht nicht beleidige. Hier lehrt man die Glückseeligkeit als das erste Principium der Natur, und macht glückliche Menschen; dort werden, nach Grundsätzen, die Maschinen der Leiden und Trübsale täglich vermehrt.

Ich mag die Züge dieser Anthitese] nicht weiter ausführen. Ich begnüge mich, angemerkt zu haben: daß in jedem Lande eine eigne Art der Moralität im Schwange sey, die mit den übrigen mehr oder weniger, oder gar nichts gemein hat. Ich möchte also wohl wissen, aus welchem Stoffe man ein festes Ideal der natürlichen Gesetze bilden und von ihnen anmaßlich sagen könne, daß es die unveränderliche und gewisse Form der Natur sey? Unser Stoff war zu al-

len Zeiten aus den Materialien unsrer Gesellschaft gezogen, und der ist noch nicht der Werkstoff der ganzen Natur, kann es auch nie werden, weil die Natur in ihren Fächern nicht harmonisch, und in Entsprechung zu einem letzten Zweck, sondern verschiedenartig, oft in Gegensätzen angelegt ist.

Wir dürften andre Welttheile nicht aufstellen, um sie wider uns zeugen zu lassen. Wir selbst geben ja einer wider den andern Zeugniß, indem wir über die vermeinte Regeln mit einander disputiren. Der eine bejahet, was der andre verneinet. Der eine spricht für diesen Satz, der andre für jenen. Man nenne mir doch ein einziges der natürlichen Gesetze (wir gaben Namen, ehe die Sache war) man nenne mir eins, welches von unsern Philosophen unbestritten erkannt und angenommen würde? Selbst die Meynung, von der man in allen Jahrhunderten die wunderbarsten Auslegungen and zugleich die größten Erhebungen gemacht hat, selbst die Meynung, sag ich, daß ein Gott existire, welches ganze Völkerschaften nicht wissen, und welches Vanimi läugnete, selbst diese ist bis auf die jetzige Stunde der Bestreitung unterworfen; denn auch die Länder, deren Boden wir treten, tragen Gottesläugner. Man

nehme

nehme die Werke derer vor sich, die sich zu Priestern der Natur aufwarfen, der Baco, Neuton, Locke, Search und Hume, der Cartesius, Mallebranche, Rousseau, Helvetius, Burlamaqui, Robinet und Montesquieu, der Grotius, Leibnitz, Wolff, Sulzer, Mendelssohn und Wieland. Sie alle reden von Gesetzen der Natur, und nennen sie nothwendige und unwandelbare Normen. Aber keiner will durchgängig des andern Gesetze erkennen. Einer bestreitet den andern, um auf Ruinen das neue System zu stiften. Jeder schrieb sich also ein eigen Gesetzbuch, und empfahl es uns, als die über alle Zeit erhabne Sittentafeln, nach denen die Natur ihre Kinder bis in alle Ewigkeit regieret wissen wollte. Wozu nützen nun diese Arroganzen?

Es ist bekannt, daß wir nicht die ersten sind, die über nothwendige Unveränderlichkeiten Lobreden halten. Schon ehe Plato und Cicero mit ihrem Gefolge geboren waren, schon da war man in den Schulen des Orients beschäftigt, die Natur in ihren ewigen Principien der Sittlichkeit zu ergründen. Von den Morgenländern, Griechen und Römern kam diese Untersuchung auf uns. Seit Jahrhunderten haben wir in diesen Tiefen gegraben, ohne das Centrum

trum der Natur zu finden. Unsre Kinder werden auch darüber Schweiß vergießen, und dem Endpunkt nicht näher rücken. Eitele Bemühung! Die Natur ist ewig, aber sie weiß nichts von sittlichen Gesetzen. Nur ihre Bürger schaffen dergleichen, und zwar nach Verschiedenheit der Personen und Erdstriche. So vielfach die Gesellschaften, so vielfach und modifikabel sind die Gesetze der Natur. Wie kann man also Universalregeln anpreisen? Mag die Ameise auf ihrem Haufen der Natur Gesetze vorschreiben!

Freylich lassen sich dadurch die mehresten nicht irre machen, da sie ein sicheres Ideal zu besitzen glauben; und sie thun recht daran, denn ihre Vernunft ist nicht die unsrige. Sie mögen also meinetwegen immer in ihrer Ruhe beharren. Nur müssen sie sich auch bescheiden, durch ihre angenommene Meynungen andre, die darüber hinweg sind, nicht widerlegen zu wollen. Eben so als wenn ein Muselmann, durch Sprüche seines Alcorans, einen Indianer eines bessern überführen wollte, da doch dieser nicht daran glaubt, und im Nothfall sein eigen Buch, seinen Vedam, hätte. —

Aus diesem Gesichtspunkt sehe man, ob man des Standes der Natur in der Beschaffenheit, worin wir

ihr

ihn jetzt betrachten, ansichtig werden könne? In dem Reiche der Wahrscheinlichkeiten gewiß nicht. Gesetzt (welches indessen zu glauben ich noch gar nicht willens bin) gesetzt, wir wären jetzt auf dem Wege der guten Sitten und Vernunft, wo sollen denn die natürlichen Gesetze herkommen, die man einhellig erkennen, denen man sich einmüthig untergeben würde? Von selbst werden unsre politische Gesellschaften in die erhoffentlichen einfachen Naturzünfte nicht übergehn, und wenn wir erst diese Regeln durch Convention unter uns festsetzen sollten: so, dünkt mich, würde so lange darüber gestritten werden, bis man sich wieder unter den Schirm der Politik begäbe.

Das alles möchte jedoch das geringste seyn. Die Hauptschwürigkeit ist noch zurück, und es ist diese, wie sich aufgeklärte Vernunft, und ins Feine gebildete Sitten, mit der Einfalt und Unschuld der Natur, denn das sollen doch die Kennzeichen seyn, vereinbaren sollen? Diese sind für uns so fremde und unsrer, in der Luft der Politur verwöhnten, Brust so gefährliche Zonen, daß wir nicht einmal in ihre äuserste Grenze schreiten können. Würden wohl jene Galeerensklaven gute Republikaner werden? Noch weit weniger werden unsre Köpfe auf dem Boden der Natur

fort=

fortkommen. Eher könnten wir Berge versetzen, eher die Himmel über uns ersteigen, ehe wir unsre Einsichten und Gefühle mit der sich nichts bewußten Einfalt zu vertrauen vermögten. Dies wird bewiesen seyn, nach der Art, wie man auf der Welt zu beweisen gewohnt ist, wenn man den Charakter unsres Sittenzustandes in einigen Zügen näher betrachtet.

An unsern Begierden und Leidenschaften hängen Unruhen, Mißhälligkeiten, Besorgnisse, Zerrüttungen, Drangsale und unaufhörliche Arbeiten. Wir sind immer arm, weil das Verlangen nach Mehr niemals gestillt wird, und in einer Dürftigkeit, die man fühlt, war noch niemand glücklich. Handel und Gewerbe, diese großen Triebräder, von denen die ganze Gesellschaft ihre stäte Bewegung empfängt, sind eben so viel Künste, wodurch einer auf Unkosten des andern zu gewinnen sucht. In diesen Wirbeln werden Armuth und Reichthum, Recht und Unrecht, *) Untreue und Redlichkeit, alles wird unter einander gemischt, ohne auf die Stimme einer Vernunft und Mensch-

*) Der Verfasser verbindet mit den Wörtern; Recht, Redlichkeit, Untreue, Vernunft, Glück ꝛc. niemals absolute Begriffe.

Menschlichkeit zu merken, ohne die Klagen des Gedrückten zu Herzen zu nehmen. Weil alle nur darnach ringen, dem Hunger und Durst zu wehren, und außerdem sich in dem Genuß jedes Vergnügens und jeder Bequemlichkeit, die von einzeln gewünscht, und vom herrschenden Luxus begünstigt wird, zu versetzen: so ist es unvermeidlich, daß nicht alle, einer mit dem andern, augenblicklich in Collisionen gerathen sollten. Diese Berührungspunkte, wo die unzählbaren Intressen sich an einander reiben, sind so beschaffen, daß man bey ihnen die strengen Regeln der Gerechtigkeit zu vergessen pflegt; ja, sie sind so anziehend für jeden Stand und jede bürgerliche Lebensart, daß sie alle Betrachtung, die nicht physisch nutzbringend ist, verdrängen. Die Güter und Uebel dieses Lebens im Großen lassen sich, ihren Grenzen nach, nur sehr unvollkommen bestimmen; wie werden sich denn ihre feinsten Nüancen bey jeder unsrer Handlungen richtig wägen lassen?

Jeder Staat, jede Provinz, jede Stadt, jeder Stand, jede Familie, ist einem Laufplatz ähnlich, an dessen Ende das Ziel der allgemeinen Wünsche aufgepflanzt ist. Alle Einzelne rennen darnach mit Anstrengung ihrer möglichsten Kräfte. Jeder will den übrigen den Rang ablaufen, und so geschieht es, daß

einer

einer den andern hindert, zurückhält, wegstößt und zu Boden wirft. Nicht anders, als mit dem Schaden der übrigen, kann man hier den Preis davon tragen. Zehn gelangen zum Wohlstand, und tausend müssen darüber ihrer Nothdurft darben. Es ist nicht möglich, sich einen Vortheil zuzueignen, ohne zugleich den Nachtheil andrer zu befördern. Man bedarf keiner großen Erfahrung, um zu wissen, wie viel Beschwernisse denen auf dem Fuß nachfolgen, die unglücklich genug gewesen sind, ihre Wünsche vereitelt, und ihre Anschläge auf ihr Wohlseyn vernichtet zu sehen. Die Frucht ihrer Mühe und Sorge ist, daß sie sich und die Ihrigen dem dürren Mangel überlassen müssen. Vom Elende gedrückt, sind sie noch gezwungen, Erniedrigung, Schimpf und Verachtung von denen zu erdulden, durch die sie mittelbar oder gerade zu in den Nothstand gestürzt werden. Und wenn denn selbst die letzten Versuche zur Rettung zerrinnen, wenn von allen Seiten die Verzweiflung ihnen willige Hand zu bieten scheint, denn verlieren sie auch noch das letzte, welches ihnen bisher zum trocknen Trost übrig blieb, die Ehrlichkeit; sie werden Verbrecher, um durch Laster mit den Glücklichen glücklich zu werden. Man glaube aber nicht, daß das Herz des bemittelten Bürgers ruhiger klopfe, daß Zufriedenheit und Tugend seine

Gefährden sind. In Kümmernissen baute er sein Glück über den Uebelstand andrer. Durch Ränke und Chikane, die unter den Namen der Klugheit einhergehn, ward er, was er ist. Zwischen Aengstlichkeit und Furcht theilen sich seine Stunden, um zu bleiben, was er ward; und je vermögender er wird, je mehr wächst die Begierde zum größern Besitz. Ein Brunnen läßt sich anfüllen, aber nicht die Habsucht der Menschen. Jeder Zuwachs steigert die Wuth zu haben.

Welches sind nun die Quellen dieser immerwährenden Kriege, dieser unwidertreiblichen Spannungen, die einen Bürger gegen den andern aufreiben? Es sind unsre Nothwendigkeiten, Bedürfnisse und eingeführten Mängel. Von selbst wird schon jeder rathen, daß ich darunter nicht blos das verstehe, was zu unsrer Nothdurft erfordert wird. Unter gesitteten Völkern ist das Leben kostbarer, und führt größre Anstalten hinter sich. Das Wort, Wohlleben, begreift alles in sich, was die Sorgfalt des Staatsmans so wohl; als des Bettlers beschäftigt. Beym Gold und Purpur, beym Ananas und Sopha, spricht jener: ich leide noch Mangel. Beym zerrißnen Gewand und Strohlager, beym Hülsenbrodt und Kofend, erneuet dieser, so oft die Sonne aufgeht, die bittersten Klagen über seine Armseeligkeit. So hat jeder

Stand, ja jeder Einzele, seinen eignen Lebensplan, zu dessen Vollzug er alle Kunst und Kraft aufbietet, um die Tage nothdürftig, vergnügt und prächtig hinbringen zu können. Alle Dinge also, die unter der Zahl dieser eingebildeten und üblichen Erfordernisse stehn, sind die gefährlichen Gegenstände, welche die Begierden der gesitteten Menschen entzünden, oder, damit ich recht sage, welche erst die Begierden hervorbringen und nähren. Denn, wenn man nichts kennt, was man verlangen sollte, wenn nichts da ist, wornach man sich sehnen könnte: so schlafen auch die Neigungen. Nichts erweckt kein Begehr.

Auf solche Art sind die gepriesenen Gaben, die wir die Güter des Lebens zu nennen belieben, die blendenden Verführer unsrer Bürger, die von ihnen angelockt werden, sie zu suchen. Die Menschen überlassen sich denn der gereizten Neigung, und so mögen sie vom Leitstern begünstigt werden, oder nicht: so ist ihr Unternehmen allemal mit ihrem eignen und dem Leiden andrer verschwistert. Jeder unerfüllte Wunsch wird ein Uebel. Jedes fehlgeschlagne Ziel gebiert Unmuth und Schmerz. Jede versagte Nothwendigkeit ist eine Trübsal. Man setze hinzu, daß jedes solcher Ereignisse nicht allein über seinen Urheber, sondern auch über die darin verwickelte Perso-

nen unausbleibliche Folgen auswirft, und daß viele derselben, sie mögen hier oder dahin treffen, wieder in neue Uebel ausarten: so wird sich kein wahrhaftig rechtschafner Mann enthalten können, alle die vermeinte Güter, diese fruchtbare Mutter aller Bedrängnisse, zu verwünschen.

Wo ist aber der unseelige Erfinder, der die Zahl dieser eingebildeten Vorzüge täglich vermehrt, und dadurch die Summe der trüben Stunden und der Unglücklichen immer mehr häuft? Ist es Dummheit oder Bosheit? Möchten es diese nur seyn, und möchten wir alle es wenigstens nur glauben, um uns mit Haß dagegen zu rüsten! Allein laßt es uns nur gestehn, was hilft hier Verläugnung? zur Schande unsrer Gesittung gestehn, daß es die gebildete Vernunft und unsre Künste, mit denen wir so ungescheut prangen, daß es diese selbst sind, die täglich zu neuen Erfindungen von angeblichen Gütern Anlaß geben, und damit den Haufen der drückenden Uebel vergrößern!

Ich hätte viel zu sagen, wenn ich unser lächerliches Beginnen schildern wollte, wie wir unermüdet darauf sinnen, unsre Besitzungen über fremde Himmelsstriche und Meere hinaus zu erweitern, um Länder zu bauen, für die wir nicht geboren sind; um mit fremden Früchten Handel zu treiben, noch nicht

gesättigt durch die unsrigen, um dadurch ausländische Krankheiten und Todesarten auf die väterlichen Fluren zu verpflanzen, als ob daran der Boden des Vaterlandes noch nicht fruchtbar genug wäre! Sehet in die Hospitäler, sehet in die Krankenläger, oder vielmehr sehet alle eurer Mitbürger an, denn sie sind allzumal wandelnde Hospitäler, sehet und sagt denn, wie theuer der Ruhm, über fremde Welten zu herschen, bezahlet werde? Und sind wir nun reicher, nachdem wir jenseit des Meeres die Erde durchwühlt und umgekehrt haben, um ihre Schätze an uns zu bringen? Weit gefehlt! Wir haben Goldgruben erschöpft, um uns ärmer zu machen, um in uns die Wuth zu entflammen, noch mehr zu besitzen. Alle Berge könnten sich vor unsern Augen in Metalle verwandeln; unser Mangel würde nur desto dringender werden. Ja, ich weiß, daß man weniger ausgehungerte Leiber zählte, daß weniger Seufzer, weniger Thränen, weniger Ausbrüche wilder Verzweiflung, den Menschen abgepreßt wurden, ehe noch Schiffe nach Amerika segelten. Wir haben unsre Reiche entvölkert, am uns von den Händen der Kolonien ernähren zu lassen, und dennoch sind wir hier gebliebne nur desto hungriger, desto dürftiger und unglücklicher geworden.

Wir wollen jedoch unser Unglück nicht in jenen Entfernungen aufsuchen, ob sie gleich für unsre Thorheiten noch zu nahe uns angegrenzt haben. Wir wollen innerhalb der Grenzen unsers Vaterlandes, innerhalb der Mauern unsrer Geburtsstädte stehn bleiben. Hier werden wir die Vernunft eben so geschäftig antreffen, die Mittel des Lebens zu vervielfältigen; wir werden sie eben so ämsig um die jämmerliche Ehre buhlen sehn, dem Menschen tausendfache Wünsche und namenloße Begehrnisse eingehaucht zu haben.

Man hat bewiesen, daß kostbare Haushaltung, Pracht und Luxus die Stütze des Wohlstandes unsrer Staaten sind. Ists möglich! wir sind so weit gekommen, daß wirs glauben müssen, was die Staatserfahrnen bewiesen haben.

Wir bauen schimmernde Palläste, und stellen darin alles, was nur das Geschick der Künstler erzeugen kann, zur Schau aus; und je größer sie sind, je schwerer, können wir schließen, sind die Sorgen ihrer Besitzer; je mehr sie bewundert werden, je mehr spottet und verachtet man alle Armseeligen, die unter Strohdächern und Lehmhütten, im Schweiß des Angesichts ihr Brod essen; je glücklicher jene Herrn von außen scheinen, je mehr fühlen diese die Niedrigkeit; je mehr jene darauf bedacht sind, ihr Leben und Gü-

Güter im Glanz zu erhalten, je mehr werden diese bedrängt, um ihnen den letzten Heller und das Verdienst ihrer Thränenarbeit abzudingen.

Wir setzen die möglichsten Carricaturen zusammen, und kaufen deshalb Tagelöhner der Künste unter allen Nationen auf, um unsrer Kleidung, unserm Putz, unsrer Haushaltung und allen übrigen Dingen mit jeder Woche neuere Form anmessen zu lassen. Wir machen uns dadurch zu Sklaven kindischer Bagatellen. Wir bauen auf diesen verächtlichen Tand einen Stolz und Hochmuth, der diejenigen veralbern und verarmen läßt, die ihren Werth nicht anders geltend vorstellen zu können glauben: als wenn sie auch sich mit dem Modeflimmer auszieren, um mit diesem Freybrief in die Säle ihrer Originale kriechen zu dürfen; die denn am Ende, wenn ihre Vernunft und väterliches Gut von der Thorheit ausgeleeret worden, sich in Kummer und Dürftigkeit zu verbergen, gedrungen sind. Wir führen damit den Ton der Verachtung und des Hohnsprechens ein, welches denen centnerschwer wird, die, sollten sie gleich übrigens verdienstvolle Bürger seyn, wegen ihrer schmutzigen Kittel und ihres Aussehns, wodurch sich Kälte, Hunger, Durst und tiefe Betrübniß anmelden, des Blicks der Gallagesichter nicht werth geachtet werden.

Hier merke man vorzüglich auf die Ungleichheiten, die wir in unsern Ständen, Kenntnissen, Beschäftigungen und sonst festgesetzt haben. Alles wird nach Stufen gemessen. Diese Arbeit wird anständiger als jene geachtet. Vielen Dingen ist ein Werth angehängt, der auf den Besitzer zurück fält, und seine Person charakterisirt. Der Reiche erwirbt seines Geldes wegen Ansehn. Die Schönheit geht über Häßlichkeit. Jedes Amt giebt seinem Inhaber eine Stelle, aus der auf das, was in ihren Bezirk läuft, bestimmte Verhältnisse gezogen werden, die man nicht brechen darf, u. s. w. Hieraus entstehn tausend Unfüglichkeiten, die in politischen Gesellschaften nicht hintertrieben werden können, aber in einem Stande der Natur ruhestöhrend sind. Sie heißen Rang, Würde, Ansehn, Hochachtung, Leumund, Unterthänigkeit, Scham, Verachtung, Erkenntlichkeit, Haß, Neid, Etiquette, Eigenliebe, Hoffarth, Stolz, Demuth, Ehre, Nachruhm, Schande, Schimpf, Verdienst ꝛc. Jedem, der hier als Oberer bestellt ist, wird Unterwürfigkeit bezeigt, die allezeit mit Erniedrigung dessen, der da ehrt, verbunden ist. Bänder, Kreuze, Titel, Wörter und andere Zeichen heischen Respekt, den man ohne Demütigung nicht bewilligen kann. Diese ungleiche Verhältnisse verbreiten unmittelbar einen

ihnen

ihnen eignen Charakter über alle bürgerliche Gesellschaften. Die Begriffe, Ansehn, Ruf und Achtung werden schon mit der Muttermilch eingesogen, und wurzeln so ein, daß jeder unwillkührlich darum wirbt. Wenige leben nach Regeln, die sie sich aus ihrer innern Ueberzeugung von Wahrheit und Vernunft vorgesetzt haben sollten. Jeder beträgt sich nach der Meynung, die andre von ihm haben. Die mehresten glauben auch, daß sie nicht anders glücklich und ruhig seyn können, als wenn sie von ihren Mitbürgern geachtet werden, und wirklich ist dies in vielen Fällen zur Zufriedenheit des bürgerlichen Lebens nothwendig. Hieraus erkläre man sich das allgemeine Bestreben, wo alle nach wechselseitigem Beyfall ringen. Indessen wissen sie, daß sie sich des Zurufs des Volks nicht anders als durch Vorzüge, sie mögen wahr oder falsch seyn, versichern können. Daher ist jeder darauf bedacht, sich durch seine Eigenschaften den Weg zu Lobsprüchen zu bahnen. Nicht alle aber können wir reich seyn, oder von vornehmen Ahnherrn abstammen, oder auf erleuchtetes Genie Ansprüche machen, oder Ehre bringende Aemter bekleiden, oder weltliche Gewalt in Händen haben ꝛc. Was ist also denen zu thun übrig, die für sich arm an allem sind, was vom Volke gerühmt wird? Dieses, was wir täglich erfahren: daß

sie sich aufs Borgen und Betteln legen, um sich durch fremden Beystand ein Ansehn zu verschaffen, welches ihren eignen Kräften versagt ist; daß sie Unwissende durch Gaukelwerke hintergehn, um für etwas gehalten zu werden, was sie nicht sind; daß sie sich hinter Schimmer verbergen, und sich Folien aufkleben, um blöde Augen zu blenden; daß sie, vom Neid getrieben, zur Verläumdung ihre Zuflucht nehmen, und das Verdienst verkleinern, um, durch dessen Ruinen, von seinem Glanz etwas an sich zu reißen; daß sie Rotten machen, um wenigstens von diesen ihren Namen nennen zu hören; daß sie niederträchtig die Gunst der Großen erschleichen, um, unter deren Flügeln, die Ehrenbezeigungen von noch Niederträchtigern einzunehmen. Andre hingegen, deren Sinn zu edel ist, um sich mit niedern Kunstgriffen beflecken zu können, die oft genug eigen Talent und Verdienst haben, aber verkannt werden, die leben ungepriesen, der Niedrigkeit, Verachtung und Beschämung freygestellt. Wie kränkend ist so etwas dem Rechtschaffnen, der oft mehr Nutzen in der Gesellschaft stiftet, als der Geck, welcher, sonder seine Kunst, vom Pöbel begrüßt wird! Kurz, die Uebel der Ungleichheit sind groß, wenn Preis und Lob auf unverdienstliche Dinge fallen, wenn man Zeichen sieht, die statt der Tugend gelten.

Wir

Wir sind schon zu artig, als daß wir unser Gehör den Sittenlehrern versagen könnten, die uns so angelegen, in Prosa und Gesang, zu Vergnügungen allerley Art auffodern. Wir sind nicht rauh genug, uns der Mode und dem Weltgeschmack widersetzen zu können. Wir sind zu schwach, über unsre Bedürfnisse zu herrschen. Dies sind die Stützen aller Wollüste, die unser Jahrhundert so ausnehmend bezeichnen.

Erziehung, Staatsverfassung, Gesellschaft, Sitten, Nahrungsarten, Unterricht, Grundsätze, alles vereinigt sich, die Liebe zum Vergnügen zu verstärken und allgemein zu machen. Es ist die erste Sorgfalt der Aeltern, die Kinder schon in der Wiege zur Zartheit und Feinheit auszubilden. Sobald sie zu lallen anfangen, hören sie Anweisungen zu gewissen Manieren und Adressen, als die ersten Lehren. Alles, was sie bey steigenden Jahren thun und genießen, müssen sie mit zierlichen Wendungen thun, und mit gefälliger Delikatesse genießen, sonst redet ihnen der Aufseher Ermahnung entgegen. Wo denn auch diese jungen Bürger hinkommen, treffen sie überall das Abbild ihres väterlichen Hauses, mehr oder weniger übereinstimmend. Der Umgang und das Beyspiel also arbeiten das Werk nur noch mehr aus, wozu die

häusliche Erziehung den Grund legte. Und man kennt die Macht des Beyspiels! man weiß, wie unaufhaltsam der Mensch durch Nachahmung geleitet und fortgerissen wird! Kaum hat er nun die Jahre erreicht, daß man ihn ernstlich zu seiner künftigen Bestimmung bereitet: so wird er in den vorgängigen Künsten und Wissenschaften unterrichtet, zu deren Begreifniß mehr die sinnliche Intuition, als der abgezogne Scharfsinn, erfodert wird. Ihm die Begriffe des physisch Schönen, Angenehmen, Geschmackvollen, Vollkomnen, Zierlichen und — Natürlichen, einzuflössen; das ist der Vorwurf dieser Lehrstunden. Alle Schriften, die von jetzt an der Jüngling in die Hände nimmt, unterhalten ihn mit Bildern, die seinen Sinnen libkosen, erhitzen sein Herz mit anziehenden Reizungen, und erheben ihn zu der Vorstellung von Glückselichkeiten, die ihm als Endpunkte seines Daseyns angerühmt werden. Was bedarfs mehr als Grundlage, als gesellschaftliche Anzüglichkeiten und als Fingerzeige, um dem gegebnen Wink weiter nachzugehn! Da fängt sich der Zeitpunkt an, wo der Zögling zur Ausübung fortschreitet, und seine Sinnlichkeit selbst in Schwung setzt. Er sieht Lebensarten der Lust vor sich, er hört sinnliche Grundsätze des Getümmels, dem er sich als handelnde Person

son eingemischt hat, wiederhallen', er merkt Gelegenheiten, die ihm offen stehn, er befindet sich in Ländern, wo er aufgemuntert wird, und er vergnügt sich nach Maximen der Mode.

So erziehn wir die Wollust, indem wir den Sinn unsrer Jugend darauf hinrichten. Wir wollen zwar solches nicht geradezu von uns gesagt haben, sondern wir nennen es die Verfeinerung der Sinne. Allein, indem wir das Vergnügen vervielfältigen, und die Reizungen immer durch neue Zusätze vermehren, was thun wir damit anders, als daß wir die Wollüste im Gepränge herumtragen, und sie dem Volke beliebt machen? Wie viel Sammelplätze sind in jeder Stadt, wo man sich nur einfindet, um der Belustigung mehr Bequemlichkeit zu verschaffen! Wie viel Winkel, wo man im Verborgenen opfert! Wie häufige Gelegenheiten, die nur warten, um ergriffen zu werden! Wie zahlreich die Buden, wo man mit den Werkzeugen der Lust Handel treibt! Wie groß die Menge derer, die berufen sind, täglich neue Abwechselungen und Künsteleyen zu erfinden und zu verdingen! Wie unerschöpflich daher die Summe der Lustgegenstände, von denen jeder in der Stille Gebrauch macht! Wie einnehmend die Ermunterungen unsrer Schriftsteller, die es uns beweisen, daß Vergnügen die Bestimmung

des Menschen sey, und die uns weitläuftig lehren, wie man sich solches bereiten müsse!

Der Einfluß dieser Politur ist groß. Je mehr wir die Sinnreizungen vervielfältigen, desto mehr entnerven wir uns. Indem wir die wilden Triebe, die blind über Eins herfallen, zu mäßigen denken: so zerstreuen wir sie auf viele Reize zugleich, und erschöpfen mit schnellen Zügen ihren Urstoff. Erfahrungen sind längst da gewesen. Hier müssen blöde und geschwächte Sinne von der Kunst Beystand erflehn, und sich mit Maschinen besetzen, um abgestorben noch das Ansehn des Lebens zu behalten. Dort verwelken Kräfte in der Blüthe, und Vergnügungen, die entfliehn, werden nur zur Quaal gewünscht. Andern ist die ganze Natur ungesund, weil ihre Brust nur nach stinkenden Empfindungen athmet, die gegen frische Himmelsluft nicht ausdauern. Die Krankheiten haben sich vermehrt. Es ist auch schon etwas seltnes in Städten, völlig gesunde Menschen zu finden. In der Schwäche zeugen wir Kinder, und erziehn sie nach unserm Bilde, d. h. wir bringen ihre angeborne Ohnmacht noch weiter herunter, indem wir sie zum ekeln Lüster und zur Weichlichkeit gewöhnen. Daher haben wir Kinder ohne Ansehn, und Männer ohne Kraft und straffe Sennen. Herrchen

mit

mit zarten und eingeschnürten Gliedern sind allenthalben; aber sehr selten robuste und mannhafte Naturen. Was hat die Welt noch für Generationen zu erwarten! Vater Herrmann sollte uns sehn!

Aus dieser physischen Entkräftung kann sich der Beobachter die Herabstimmung der Denkungsart sehr leicht erklären. Die Wollust fält aus ihrer Würde, sobald sie zum Vorwurf der Künsteley gemacht wird. Denn sind ihre Anbeter nicht mehr mit Anstand und Größe entflammt, sondern flattern athemlos um Kleinigkeiten. Es waren einmal Deutsche, in deren Brust Wollust glühte, die von der Frauenliebe zu Helden gemacht, und zu kühnen Unternehmungen angefeuert wurden. Sie sind nicht mehr. Ihre Nachkommen treiben mit dieser Liebe Narrentheidung; sie plappern, statt zu empfinden; sie buhlen um Galanterie, statt zu handeln; die stärkste Dosis ihrer Inbrunst ist in ein Liedchen eingeschlossen.

Unter diesem Geist der Kleinigkeiten, verschwistert mit der Weichlichkeit, wird alles erstickt, was groß, was erhaben ist. Ein verzärteltes Herz wird nicht mehr von starken Gefühlen belebt; angestrengte Federkraft erschlafft. Schwingender Muth wird gedämpft. Abschätzige Empfindsamkeit tritt an die Stelle der Stärke des Geistes. Weinerliches Gefühl usurpirt

den Namen der Tugend, die, in ihrem Ursprung, edle, feste Gerechtigkeit hieß. Daher treffen wir entweder gar keine Beyspiele von starken Handlungen, von großer Liebe ꝛc. oder sie sind äuserst selten. Desto behender wendet sich die sorgsame Geschäftigkeit. Desto häufiger sind die Spielwerke und die würdelosen Beschäftigungen unsrer Zeiten.

Mit diesem allen wären wir schon genug zu unsrer Erniedrigung beladen; indes die Last vergrößert sich noch durch das Geleite der Unarten, die allemal den kultivirten Wollüsten zur Seite gehn. Schändung und Verführung der Unschuld werden allgemein; Ehebruch ist eine Galanterie; Kaltsinn in der Liebe, ein Zufall, der weiter nichts auf sich hat; die natürliche Gestalt, eine Häßlichkeit, die erst nach der Mode verkleistert werden muß; der Genuß der Lust in natürlicher Einfalt, ein Ungeschmack, der erst unter der Hand des Künstlers gewesen seyn soll. Untreue, Leichtsinn, Schamlosigkeit, Frechheit, Verunehrung, Liederlichkeit, Unreinigkeit ꝛc. sind nicht mehr in der Zahl der Untugenden; wenigstens führen sie jetzt ganz andre Namen.

Von hieraus denke man nun zurück bis dahin, wo ich sagte, daß Künste und feinere Sitten uns untüchtig machten, in einem Stande der Unschuld zu leben.

Diesen Satz wollt ich erläutern, und er ist, wie ich vermuthe, deutlich geworden.

Mit der Bearbeitung der Wissenschaften und mit der Kultur der Künste sind Laster und Bosheiten unmittelbar gegattet, weil sie sich gegen einander wie Wirkung und Ursache verhalten. Wenn die Vernunft den höchsten Gipfel ihrer Vervollkommnung erreicht haben wird, denn wird auch die Sittenverderbniß zur äusersten Stufe des Greuels gestiegen seyn. Es läßt sich also bey aufgeklärten Zeiten niemals eine Periode gedenken, wo der Frevel einen Stillstand machen, und Tugend und Redlichkeit allgemein herrschen würden. Wollte man sagen, daß zum Stande der Natur gerade so viel Aufklärung erfodert würde, als zwischen der wilden Dummheit des Amerikaners und unsrer jetzigen Klügeley und Sophisterey mitten inne steht: so würde man damit nichts gesagt haben. Denn wer einmal aufgehört hat, wie ein Amerikaner zu denken, der gelangt auch durch natürliche Antriebe dahin, wohin wir gekommen sind, und er rückt noch weiter vor, so wie auch wir weiter rücken werden. Kennt man die Wißbegierde! Kennt man den Thätigkeitstrieb und die Dinge, welche zu Erfindungen und Erweiterungen verleiten! Nun so weiß man ja alles. Und läßt sich ein kultivirter Mensch ohne diese

Neigungen und Situationen als möglich annehmen? Nein, es sey denn die Rede von Träumen.

Mit einer gebildeten Vernunft sind, wirkungsweise, Distinktionen und Ungleichheiten verknüpft; und so bald diese da sind, so fehlen auch ihre Folgen nicht, die in Unfüglichkeiten bestehn. Gleichheit und Einfalt sollen aber doch das wichtigste Attribut des Naturstandes seyn!

Wenn ich alles übrige bey Seite setze, mir einen Haufen aufgeklärter Köpfe vorstelle, und auf ein Mittel sinne, wodurch unter ihnen die sittliche Gleichheit bewirkt werden könne: so find ich nur ein einziges darin, daß sie alle einem gänzlichen Pyrrhonißmus zugethan seyn müßten. Der Pyrrhonier kennt nichts, was besser und schlechter, was vernünftiger und dümmer, achtungswerther und verächtlicher wäre, weil er nirgends positive Bestimmungen, nirgends Regeln und gewisse Wahrheiten zuläßt. Mithin würde eine Gesellschaft solcher Leute von den Krämpfen und Mißhälligkeiten frey seyn, die uns jetzt das politische Leben unangenehm machen. Allein — es ist wieder ein Traum, weil die Zahl der Rechtgläubigen stets eine unsichtbare Kirche seyn wird.

Wo werden wir dennoch den Stand der Natur suchen? Folgende Anmerkungen mögen zur Antwort dienen.

Ver=

Versteht man darunter ein primitives Leben, welches die Menschen führten; ehe sie sich in Gesellschaften vereinigten — oder einen gewissen Zustand der Menschheit, der einzig die allgemeine Regel der Natur wäre, in welchem die Menschen leben müßten, und vielleicht einst leben würden, in sofern sie sich irgend der Natur anbequemen wollten: so giebt es gar keinen eigentlichen Stand der Natur; wenigstens darf man die Begriffe, die man sich alsdenn davon macht, für nichts mehr als Willkührlichkeit halten. Da ich jene Meynungen selbst, nach meiner Art, schon widerlegt habe, so rede ich jetzt noch blos von den Ideen, die ich mir darüber bilde.

Wenn von dem Ursprung der Regierungsformen gehandelt wird: so läßt man sie bald aus väterlicher Gewalt entstehn; bald aus der Herrschsucht eines kühnen Kopfs, der sich zum Führer eines Haufens aufwarf, Gesetze gab und ein förmliches Regiment festsetzte; bald aus noch andern angeblichen Ursachen. Ich weiß nicht, warum die Scribenten, die ich darüber gelesen habe, bey diesen Erklärungsarten so verlegen sind. Sie leiten die Entstehung der vielfältigen Sprachen und Menschengeschlechter aus den mosaischen Erzählungen ab. Können sie nicht mit eben dem Recht den ersten Grund der mancherley Regierungsformen

darin finden? Denn so bald man die vermeynte Offenbarung für wahr hält: so sind diese Erklärungen nur darin zu suchen. Allein mir wird dadurch nichts bewiesen, weils für mich keine Offenbarung giebt. Die Untersuchungen der Politiker und Philosophen können auch nichs erhärten, da sie ohnehin für nichts weiter als Muthmaßungen ausgegeben werden. Uebrigens läugne ich ihre Richtigkeit aus hinlänglichen Gründen, die anderswo ausgeführt werden. Ich kann sie aber hier so lange läugnen, bis man durch glaubwürdige Zeugnisse der Geschichte darthut, daß das erste bürgerliche Regiment sich auf eine der Arten, die man anzugeben pflegt, entsponnen habe; und diesen Beweis wird man mir immer schuldig bleiben müssen.

Wir können die Nationen, die wir jetzt auf dem ganzen Erdboden treffen, in zwey Klassen theilen, in Gesittete und Wilde. Diese Benennungen sind willkührlich und entscheiden nichts. Ich bediene mich ihrer blos, um die Differenz auszudrücken, die hier Kunst, Wissenschaft und politische Erziehung, dort aber die partiale Abwesenheit dessen, was wir Aufklärung nennen, sehen läßt. Hierbey glaub ich, daß zu allen Zeiten neben rohen Genossenschaften gleichfalls gesittete und politische Verfassungen blühten, und daß man letztern ebenfalls keinen ersten Anfang beylegen dürfe.

dürfe. So waren stets Gesittung und Wildheit, Politik und gesetzlose Gleichheit, wissenschaftliche und ungekünstelte Einsichten über der Erde verbreitet. Wo ist da die Natur? Wir müssen dieses Wort entweder bey unsern Betrachtungen ganz ausmerzen, und unter die Chimaeren verweisen — oder wir müssen alles auf der Welt, was existirt, wie es ist, wie es war und seyn wird, das alles die Natur nennen. In diesem Fall können wir sie nicht unter den Begriff einer eignen Beschaffenheit zwingen; wir können nicht sagen, hier oder da ist die Natur ausschlußweise, sondern sie herrscht überall, nur unter verschiednen Gestalten. Jedes Land trägt eigenthümliche Pflanzen, und hat ihm allein zugehörige Phaenomene; und an sich betrachtet ist eins so gut, wie das andre, wenigstens hat eins keinen absoluten Vorzug vor dem andern. Die Ananas ist nicht besser wie die Pfirsiche, der Cacao nicht besser wie unsre Feldbohne. Unser Gaum läßt uns zwar vom Wohlgeschmack reden, und unterscheidet Stufen darin; allein wir können den Dingen keinen absoluten Werth beylegen, weil unsre Urtheile und Empfindungen etwas Relatives sind. Eben so wohnen, unter den verschiednen Himmelsstrichen, Menschen, die in ihren Sitten, Einrichtungen, Gedanken, Kleidungen, Gebräuchen, Künsten, Beschäftigungen und Kenntnis-

sen, mit einander nicht übereinkommen. Sie sind aber darin einander ähnlich, daß sie Menschen heißen. Wollen wir dieser Bedingung den Namen der Natur geben: so ist alles übrige, all ihr Thun und Denken, auch Natur, nur unter Abänderungen.

Um diese Verschiedenheiten, in dem menschlichen Wesen, nahe zusammen zu drängen, stelle man einmal den Europäer neben dem Irokoer, einem Amerikaner.

Jener spricht mit vielem Wortlärm von seiner Gelehrsamkeit und von seiner Wissenschaft in Benutzung der Erdprodukte; dieser erzählt etwas weniges von seinen Beschäftigungen, von der Jagd, von der Fischerey, und von der Zubereitung des Mais. Jener schildert die Vortrefflichkeit seiner schönen Künste; dieser zeigt dagegen einen spitzgeschliffnen und zwischen einem gespaltenen jungen Baum geklemmten Stein, dessen er sich als Beil bedient, und freuet sich über die Geschicklichkeit, seinen Leib zu bemalen, und in der Haut Figuren zu setzen. Jener trägt eine Religion im System vor; dieser verehrt den Ober- und Unterhauptmann, und seegnet sich gegen den Einfluß der bösen Geister. Jener rühmt seine Artigkeiten und Sitten; dieser geht jedem sonder Ceremonie entgegen, ist ehrlich, aufrichtig und treu, er weiß aber nicht, daß

ers

ers ist, weiß nicht, daß er auch Sitten hat. Jener preiset seine Staatsverfassung, und rühmt seinen Fürsten; dieser berathschlagt sich in der Versammlung seines Fleckens, sagt daselbst seine Meynung, und so regiert jeder in sich die Nation. Jener plaudert von geschriebnen Gesetzen mancherley Art; dieser kennt keine Gesetzbücher: aber er wird nach Gebräuchen gerichtet, die in seinem Lande seit langen Zeiten hergebracht sind, und läßt es dahin gestellt seyn, ob man sie auch Gesetze nennen will. Jener richtet über den Stand des Krieges und Friedens; dieser schlägt um sich, wenn er beleidigt wird, er streitet nicht nach Tempos und streitet nicht langwierig. Jener ergötzt sich an sittlichen Empfindungen, die in der Idee bestehn; diesem ist es nicht thunlich, Wörter und Perioden an die Stelle der Empfindung zu setzen, er empfindet blos leiblich, aber mit gesunden Kräften und frischem Blut. Jener philosophirt über die Gesundheit, genießt zu ihrer Erhaltung tausend Arzneymittel, und kann sich der Krankheiten nicht erwehren; dieser läßt sich von alten Weibern rathen, ist immer gesund, und stirbt nur vor Alter, oder in der Schlacht, oder unter den Klauen wilder Thiere. Jener schämt sich seiner Blöße, und behängt sich mit possirlichen Habiten; dieser geht nackend, weil er die Blöße nicht kennt. Jener lobt

 die

die Freundschaft; dieser übt sie aus mit Aufopferung seines Lebens. Jener predigt die kindliche Liebe; dieser weiß nichts davon, weil er seine Geburt als eine Wohlthat zu betrachten, nicht versteht. Jener zählt die Sterne am Himmel, und mißt ihre Größe und Entfernung aus; dieser lernt mit den flüchtigsten Thieren in die Wette laufen, und seine Sinne zur Witterung abrichten, weils ihm nützlich ist.

Wir wollen diese Paralele nicht weiter ziehn. Genug, wenn man sieht, daß unter andern Gestirnen ebenfalls, wie wir es nennen, Künste, Wissenschaften, Sitten, Gesetze, Politiken, und Regimentsformen gefunden werden, jedoch von andern Arten, als die unsrigen. Die Natur hat also tausenderley Gestalten, die einander, bald mehr bald minder, ähnlich sind. Sie herrscht im Europäer, der außer sich lebt, eben so wie im Wilden, der ganz in sich zurückgezogen ist. Sie redet aus unsern Künsten, Verzierungen, Moden und Tändeleyen, wie aus den Rauchhütten derer, die stolz ihre Tapferkeit preisen, wenn sie Haarschöpfe von überwundnen Feinden an den Pfosten zur Schau aufhängen können. Sie, die Natur, ist in den Regierungsformen verewigt, die je auf der Erde waren, sowohl in der wilden Amerikanischen, als in der Chinesischen, und in der, von der diese kopirt

pirt ward. Sie läßt die Menschen bald wie Europäer denken und raisonniren, bald wie die Asiaten, bald wie die Schwarzen in Guinea, bald wie die starren und eisigten Menschen, die unter ewigem Schnee, unter Hagel und Eisschollen wohnen.

Der Unterschied ist freylich so groß, daß keiner leichtlich das werden kann, was der andre ist. Vergebens würden wir uns bemühen, dem Gaspesier unsre Raisonnements einzuflößen, ihn in unsern Künsten zu unterrichten, und mit unsrer Lebensart auszusöhnen. Sein Kopf und seine Glieder sind einmal so beschaffen, daß sie unsre Polirungen nicht annehmen. Für ihn paßt unser Zustand nicht. Aber auch wir sind so geartet, daß wir, wie er, nicht leben können. Fruchtlos würden wir unsre Gesittung zu unterdrücken, und uns in das wilde Leben zurückzusetzen suchen.

Ein Alter sagte mit Recht: die Gewohnheit ist die andre Natur. Diese Erfahrung möcht ich gern weiter ausdähnen, und denen einander heterogenen Nationen besondre Naturen beymessen, so, daß ich die hergebrachte Lebensart des europäischen Gesittlings, des Asiaten, des Wilden rc. die einem jeden eigner Natur nännte. Jeder behält daher immer das Eigenthümliche von derselben, weils sehr schwer, wo nicht unmöglich ist, Gewohnheiten abzulegen, denen

E 5 man

man seit der Geburt angeschmiegt worden, dessen zu geschweigen, was Klima, Erdboden und dergleichen zur Verhärschung beytragen.

Aus diesen und andern Gründen erklär ich mir ganz leicht, daß keine wilde Nation niemals durch sich selbst sich so weit abändern werde, als nöthig ist, um eine Denk- und Lebensart, wie die unsrige, anzunehmen. Sie kann sich unzählbare Jahrhunderte erhalten; sie wird doch immer bleiben, was sie war. Ja, ich behaupte, daß sie sich nicht ganz umkehren werde, wenn gleich Fremdlinge zu ihr kämen, sie zu reformiren. Dies wird durch das Beyspiel der Amerikaner erläutert. Schon seit einigen Generationen arbeiten die Europäer an der Gesittung und Bildung derer, welche sie unter ihre Bothmäßigkeit gebracht haben. Nehmen sie aber unsre Manieren an? Lernen sie raisonniren und empfinden, wie wir? Weit gefehlt! Sie sind noch Wilde; die in ihnen vorgegangenen Veränderungen beruhen in Kleinigkeiten, und sind die Würkung ihrer verwechselten physischen Umstände.

Wir bemerken indessen unter den wilden Völkern einige Verschiedenheiten, die darin bestehn, daß sie entweder unbiegsam, oder gelenkiger und gelehriger für die Unterweisung der Gesittlinge sind. Bey der jetzigen Lage der Umstände wird der Amerikaner niemals

mals das werden, was wir sind. Der Abstand zwischen seinen und unsern Gewohnheiten, zwischen seinem und unserm Denken, ist zu groß. Was war inzwischen der Deutsche, als Jagd sein Tagewerk, und der Wald seine Wohnstätte war? Er war auch wild, aber seine Gedanken waren erziehbarer und seine Sitten milder, als die Amerikanischen; mit einem Wort, er war ein Mittelding zwischen der harten Barbarey, und der geschmeidigen Sittigkeit, sonst wär er nicht geworden, was er ist. In eben solchem Mittelzustande lebten die Chineser und Peruaner, als Fohi und Manco-Capac zu ihnen kamen, und sie unter ein politisches Regiment und mildere Sittenverfassung brachten.

Wir mögen denn hinsehn, wohin wir wollen, so treffen wir überall Naturstände oder gar keinen. Alles, was ist, ist Natur oder gar nichts, oder man nenn es, wie man beliebt. Ich dringe nichts auf. Nur so viel interessirt mich, daß man in allen Fällen keine positive Begriffe und Regeln darüber festsetzen möge.

Ich verheel es aber nicht, daß ich unter den mancherley Lebensarten der Völker besonders eine mit dem Namen des Naturstandes belegen möchte, und das ist die Wildheit, wie wir sie gegenwärtig noch treffen; ich meyne nicht diejenige, welche von dem Europäer

be-

bekehrt, verändert und in die Sclaverey geschleppt worden, sondern diejenige, welche noch das Leben ihrer Väter führt, und ihre ursprüngliche Gewohnheiten erhalten hat.

Ich bin zu sceptisch, als daß ich hier allgemeine Regeln und Grundsätze entziffern könnte; allein ich finde ein Wohlgefallen daran, auf meine eigne Gefahr gewisse Vorstellungen zu begünstigen, die ich zur Richtschnur meiner Urtheile nehme, wobey ich jedoch stets aufrichtig bekenne, daß meine Ideen blos individuell und persönlich sind, weit entfernt, solche einem andern für absolute Gewißheit verkaufen zu wollen, als welche ich mir eben so wenig von andern Philosophen und Schriftstellern, aller gutgemeynten Vorspiegelung ungeachtet, nicht anhälsen lasse.

Ich ward in Sitten und Verfassungen der hiesigen Länder erzogen. Darin erlangt ich mannigfaltige Begriffe von dem, was gut und übel, nützlich und schädlich, wohlthätig und grausam, angenehm und widrig genannt wird, welche Begriffe abermals nichts weniger als absolut sind. Nach diesem Maaß überlegt ich oft, welcher Lebenszustand es wohl seyn würde, worin der Mensch, meiner Meynung nach, am glücklichsten wäre, und immer that meine Stimme für den kummerlosen Wandel des rohen Wilden den Ausspruch.

Täglich hab ich Gelegenheit, von neuem die Erfahrung zu machen, daß im gesitteten Leben die Uebel die Summe des Guten bey weiten überwiegen. Die Ursachen unsers Glanzes und unsrer Aufklärung sind eben die Quellen unsers Uebelstandes. Vorhin ist dieses schon verdeutlicht worden. Vielleicht ist es noch ein kleiner Beytrag dazu, wenn ich kürzlich das Leben des Wilden beschreibe.

Er wird geboren und wächst auf, wie die Thiere seines Landes, in der Gewohnheit seiner Väter. Er liebt seinen ursprünglichen Boden, denn an ihn allein ist er gewöhnt. Sobald ihn seine Beine tragen, lernt er rennen, jagen und fischen, um frühzeitig sich selbst ernähren zu können. Die wichtigste Wissenschaft ist ihm, seine Sinne zu schärfen. Durch die große Uebung gehts ihm auch so von statten, daß er in der sinnlichen Wahrnehmung des Gesichts, des Geruchs ꝛc. dem Luchs, dem Hunde und andern Thieren nichts nachgiebt. Die Quelle unsrer Abhängigkeiten, das Bedürfniß hundertfältiger Art, drückt ihn nicht. Deshalb ist er nicht thörichterweise an leblose Dinge gefesselt, und ist kein Knecht seiner Brüder. Das erste Wild, was er erlegt, entsetzt seine Aeltern des Rechts, ihm ferner zu befehlen; er kann sich selbst ernähren. Er ist Niemanden unterthan, weil er Niemanden

Verbindlichkeit schuldig ist. Niemand redet ihm bey seinen Handlungen ein; er thut daher was er will, und genießt der unumschränktesten Freyheit. Nahrungssorgen quälen ihn nicht. Ein so mäßiger Gast kann allenthalben, wo er auch seyn mag, zu Tische gehn. Sollte ja die Wasserquelle versiegt, kein Thier aufzutreiben, und keine Feldfrucht zu finden seyn: so hungert er, bis das Glück günstiger ist, und ihm ist Hunger kein großes Unglück, da er über seinen Zustand nachzudenken nicht gewohnt ist. Unbekannt mit unsrer Leckerhaftigkeit, Schwelgerey und überflüssigen Gerichten, erfährt er nicht die damit verknüpfte Unbequemlichkeiten und Sorgnisse. Es würde ihn wundern, wenn er hörte, daß Leute beym Ueberfluß därbten, und daß andre Nothleidende genannt würden, weil sie nichts als trocknes Brod und Quellwasser zu ihrer Nahrung haben. Er bekleidet sich nicht, als höchstens mit Fellen von Thieren, die von seiner Hand starben. Das Kleid macht ihm keinen Kummer, weil ers sich anschaffen kann, wenn er will. Sein Anzug ist niemals armselig, weil man in seinem Lande solche Unterschiede nicht macht. Er hat also nicht Ursach, Elende zu bedauern, die aus Armuth sich kaum mit Lumpen behängen können. Mitleiden, Sittsamkeit, Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit sind ihm fremd, denn es sind erkünstelte Tugenden der gesitteten Gesellschaft; aber eben so fremd sind ihm deshalb die gegenseitigen Unarten, unsre Uebel sind nicht die seinigen. Die Güter, so er besitzt, können alle andre auch erlangen, sobald sie wollen. Darum weiß man daselbst nichts vom Neide und Mißgunst. Er achtet Niemanden hoch, weil keine Dinge, die Achtung erfodern, üblich sind. Er verachtet auch Niemanden, aus eben dem Grunde; gleichweit entfernt von der Erniedrigung als von Arglist und heimlicher Nachstel-

stellung. Das Wort des Jungen gilt so viel, wie des Alten. Man darf also da weder unweisen Kindern, noch alten Narren gehorchen. Die Gleichheit ist, wie sie seyn muß, um unbegrenzt zu seyn, und man weiß, was für Unheil dadurch vermieden wird. Er hat nicht nöthig oder versteht die Kunst nicht, die Phantasie und Wortspiele bey seinen Empfindungen zu Hülfe zu nehmen; der Genuß zieht ohnehin tiefe Furchen durch seine Nerven, denn diese sind dauerhaft, seine Knochen fest, sein Blut kocht, und seine Begier brennt ohne Gefahr der Maschine. Was er thut, thut er mit Nachdruck; der Athem entgeht ihm nicht. Ihn nagen keine Wünsche, Sorgen und Hoffnungen; er sieht nicht über den gegenwärtigen Augenblick hinaus. Er sammelt nicht für Morgen, seine Nothdurft kann er stillen, wenns ihm gefällt, Tagesluft und Nachtruhe entfliehn ihm nicht. Er tritt in den Ehestand, sobald ihn die Natur ruft, und verliert nicht ungenützt seine Jugend. Er denkt ohne Verstellung, und handelt ohne Umzüge; Lauterkeit und Einfalt stehn hier neben einander. Er thut alles, weil ers nicht anders weiß, seine Tage verfließen in Unschuld. Schmerzhafte Zufälle beugen ihn nicht, weil er, gleich dem Vieh, über die Schmerzen nicht grübelt. Furcht und Schrecken sind unter ihm; er ist es gewohnt, zwischen Löwen und Bären zu leben. Sich selbst ist er alles und, aus Unbekanntschaft mit eingebildeter Schwäche, bedarf er keiner Trostgründe für sein Leben. Muthig und standhaft geht er dem Tod entgegen, weil ihm ein thörichtes Wohlgefallen am Leben nicht beygebracht ist. Er scheuet sich nicht, von seiner eignen Hand zu sterben, wenn er des Lebens müde wäre. Jeder macht mit sich, was er will, weil er sich zugehört.

Dies ist das Leben, welches mir gefällt, und

wel-

welches ich, ich weiß selbst nicht, warum? den Stand der Natur zu nennen pflege. Könnten wir glücklicher seyn, wenn es uns allen, ein solch Leben zu führen, verliehen wäre? Man kann leicht übersehn, wie gering die Uebel desselben im Verhältniß mit den unsrigen sind, die wir nicht mehr zählen können, die schon namenlos geworden. Ich bin nicht so eingenommen, daß ich glauben sollte, der Wilde werde von gar keinen Unbequemlichkeiten befallen. Ich weiß recht gut, daß diese gleichfalls bey ihm zu treffen sind. Aber man merke wohl, er fühlt nicht so, wie wir. Seit der Stunde seiner Geburt mußt er lernen, ohne Murren die Nothwendigkeit und das ungestüme Schicksal zu erdulden. Nun achtet er nichts mehr. Alle Dinge sind ihm unvermeidliche Zufälle. Er erträgt sie alle, ohne zu wünschen, daß es anders seyn möchte. Sein Nacken ist zum Tragen steif und gehärtet genug. Jederzeit weiß er sich auch dabey schadlos zu halten, auf allen Seiten bietet sich ihm Entschädigung dar. Wahrlich, er verliert nichts, indem er unsre Urbanität und Aufklärung nicht besitzt, wohl sehr glücklich ist er dieses Mangels wegen. Er darf nicht fragen: was ist durch die erleuchtete Vernunft, seit allen Jahrtausenden, ausgemacht worden? Uns antworten hören: Nichts. — Er darf nicht um sich herum Menschen, von Leidenschaften befangen, sehn; die unter den Ruinen einer Welt nicht ersticken, die durch den Besitz einer ganzen Welt nur noch mehr entbrennen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Diez, Heinrich Friedrich von,

Der Stand der Natur

[Lemgo] 1775

Ph.u. 272#Beibd.3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046144-6
VD18 14717190-001